Die Elenden.

Von

Victor Hugo.

Deutsch

von

L. von Alvensleben.

Dritter Band.

Zweite Abtheilung: Cosette.

Erster Band.

Berlin.
Hasselberg'sche Verlagshandlung.
(J. Winckler.)

Cosette.

Von

Victor Hugo.

Deutsch

von

L. von Alvensleben.

Erster Band.

(Zweite Abtheilung der „Elenden".)

Berlin.
Hasselberg'sche Verlagshandlung.
(J. Winckler.)

Cosette.

Erstes Buch.

Waterloo.

I.

Was man findet, wenn man von Nivelles kömmt.

Vergangenen Jahres (1861) an einem schönen Maimorgen kam ein Wanderer, der, welcher diese Geschichte erzählt, von Nivelles und wendete sich gegen la Hulpe. Er ging zu Fuß. Er folgte zwischen zwei Baumreihen einer gepflasterten Chaussee, welche sich wellenförmig über die Hügel hinzieht, die einander folgen, die Straße erheben und wieder fallen lassen, und so gewaltige Wellen bilden. Er war durch Lillois und Bois-Seigneur-Isaac gekommen. Er bemerkte im Westen den Kirchthum von Braine-l'Alleud, der die Gestalt einer umgekehrten Vase hat. Er hatte soeben hinter sich auf einer Anhöhe ein Gehölz gelassen, und an der Ecke des Querweges eine Art von wurmstichigem Galgen, welcher die Inschrift trug: Ehemalige Barrière No. 4, sowie eine Schänke mit dem Schilde: Zu den vier Winden. Echabeau, Privat-Kaffeehaus.

Eine halbe Viertelmeile weiter als dieses Kaffeehaus gelangte er zu dem Grunde des kleinen Thales, in welchem ein Bach unter einem Bogen durchläuft, der in dem Damm der Straße angebracht ist. Die einzeln stehenden, aber sehr dicht belaubten Baumgruppen, welche das Thal auf der

einen Seite der Chaussee bedecken, verlieren sich auf der anderen Seite auf den Wiesen und ziehen sich voll Anmuth und in Unordnung bis gegen Braine=l'Alleud.

Hier stand rechts an der Straße ein Wirthshaus, vor der Thür desselben ein vierräderiger Wagen, ein großer Haufen Hopfenstangen, ein Pflug, eine Menge trockener Reisigbündel lagen neben einer lebendigen Hecke, Kalk dampfte in einem viereckigen Loche, eine Leiter hing an einem alten Schuppen mit Lehmwänden. Ein junges Mädchen gätete das Unkraut aus einem Felde, neben welchem ein großer gelber Zettel, wahrscheinlich die Ankündigung einer Sehenswürdigkeit der letzten Kirmeß, im Winde flatterte. An der Ecke des Wirthshauses, neben einem Tümpel, auf welchem eine Menge Enten umherschwammen, führte ein schlecht gepflasterter Fußpfad in das Gebüsch. Der Wanderer betrat diesen Pfad.

Nach etwa hundert Schritten neben einer Mauer entlang, die aus dem funfzehnten Jahrhundert stammte und von einem spitzen Taubenschlage, aus Ziegelsteinen erbaut, überragt wurde, befand er sich vor einem großen Spitzbogenthore mit gradlinigem Simswerk in dem ernsten Style der Zeit Ludwigs XIV., zu beiden Seiten an flache Medaillons gelehnt. Eine strenge Facade erhob sich über dem Thore; eine Mauer, perpendiculair gegen die Facade, reichte bis beinahe zu dem Thore, das sie im rechten Winkel umgab. Auf der Wiese vor dem Thore lagen drei Eggen, zwischen denen in buntem Gemisch alle Blumen des Mai hervorwuchsen. Die Thür war geschlossen. Sie hatte zwei verfallene Flügel, geschmückt mit einem alten verrosteten Hammer.

Die Sonne war lieblich; die Zweige zeigten jenes sanfte Leben des Mai, welches noch mehr von den Nestern, als von dem Winde herzurühren scheint. Ein munterer kleiner Vogel, wahrscheinlich verliebt, schmetterte gewaltig auf einem großen Baume.

Der Wanderer bückte sich und betrachtete links in einem großen Steine, unten rechts neben der Thür, eine ziemlich große runde Vertiefung. In diesem Augenblicke öffneten sich die Flügel des Thores und eine Bäuerin trat heraus.

Sie sah den Wanderer und bemerkte, was er betrachtete.

„Das hat eine französische Kugel gemacht,“ sagte sie.

Dann fügte sie hinzu:

„Was Sie da weiter oben in der Thür sehen, neben dem einem Nagel, ist das Loch von einer großen Kartätschkugel. Die Kugel ist aber nicht durch das Holz gegangen.“

„Wie heißt dieser Ort?“ fragte der Wanderer.

„Hougomont,“ sagte die Bäuerin.

Der Wanderer richtete sich auf. Er machte einige Schritte und sah über die Hecken. Er bemerkte am Horizonte, zwischen den Bäumen hindurch, eine Art von Hügel und auf diesem Hügel etwas, das einem Löwen glich.

Er befand sich auf dem Schlachtfelde von Waterloo.

II.

Hougomont.

Hougomont war ein verderblicher Ort; der Anfang der Hindernisse, der erste Widerstand, den bei Waterloo jener große europäische Blutsauger fand, den man Napoleon nannte.

Es war früher ein Schloß; jetzt ist es nur noch ein Pachthof. Hougomont ist für den Alterthumsforscher Hu-

gomons. Der Rittersitz wurde von Hugo Herrn von Somerel erbaut, demselben, welcher in der Abtei Villers die reichste Kapellanstelle stiftete.

Der Wanderer stieß die Thür auf, streifte unter dem Thorwege an eine alte Kalesche an und trat auf den Hof.

Das Erste, was ihm hier auffiel, war eine Thür aus dem sechszehnten Jahrhundert, die eine Arkade darstellt, da Alles ringsum sie her niedergestürzt ist. Eine Ruine nimmt oft das Ansehen eines Denkmales an. Neben der Arkade befindet sich in einer Mauer eine andere Thür mit einem Spitzbogen aus der Zeit Heinrichs IV. Durch diese Thür erblickt man die Bäume eines Obstgartens; neben dieser Thür eine Mistgrube, Hacken, Schaufeln, einige Karren, einen alten Brunnen mit seinem Schöpfsteine und seiner eisernen Winde, ein springendes Füllen, einen radschlagenden Truthahn, eine Kapelle mit einem kleinen Thürmchen, einen blühenden Spalier-Pflaumenbaum an der Mauer der Kapelle; — das war der Hof, dessen Eroberung ein Traum Napoleons war. Dieser Erdwinkel würde ihm, hätte er ihn zu nehmen vermocht, die Welt überliefert haben. Hühner pickten darauf mit dem Schnabel in dem Staube umher. Man hört ein Knurren; es ist ein großer Hund, der die Zähne zeigt und die Stelle der Engländer einnimmt.

Die Engländer sind hier bewundernswürdig gewesen. Die vier Compagnien Garde von Cooke haben hier sieben Stunden lang den hartnäckigen Angriffen einer ganzen Armee Widerstand geleistet.

Hougomont bietet auf der Karte mit seinen Gebäuden und Umhegungen den Anblick eines unregelmäßigen Rechteckes, dessen einer Winkel einspringend ist. In diesem Winkel liegt das südliche Thor, vertheidigt durch die Mauer, von welcher es in nächster Nähe bestrichen werden kann. Hougomont hat zwei Thore: das südliche, das des Schlosses, und

das nördliche, das des Pachthofes. Napoleon schickte gegen Hougomont seinen Bruder Jérome; die Divisionen Guilleminot Foy und Bachelu drängten sich hier zusammen; beinahe das ganze Corps von Reille wurde hier verwundet und scheiterte; die Kanonenkugeln Kellermann's erschöpften sich an diesem heldenmüthigen Stückchen Mauer. Die Brigade Bauduin war nicht zu viel, um Hougomont im Norden zu forciren, und im Süden konnte die Brigade Soye es nur beschädigen, nicht nehmen.

Die Gebäude des Pachthofes begrenzen den Hof im Süden. Ein Theil des nördlichen Thores, welches von den Franzosen zertrümmert wurde, hängt von der Mauer herab. Es sind vier Bretter, auf zwei Querbalken genagelt und man erblickt darauf noch die Narben des Angriffes.

Das nördliche Thor, welches durch die Franzosen gesprengt wurde, und an welchem man den von der Mauer herabhängenden Theil ergänzte, öffnet sich im Hintergrunde des Hofes; es ist in eine Mauer eingelassen, die den Hof im Norden schließt und unten aus Quadern, oben aus Ziegelsteinen besteht. Es ist ein einfaches Thor, wie man dergleichen auf allen Ackerhöfen findet und hat zwei große Flügel von rohen Brettern. Jenseit des Thores liegen Wiesen.

Der Kampf um dies Thor war wüthend. Lange Zeit konnte man an dem oberen Theile alle Arten Spuren von blutigen Händen sehen. Hier wurde Bauduin getödtet.

Der Sturm des Kampfes weilt noch auf diesem Hofe; die Greuel desselben sind überall sichtbar; das Gewirr des Gemetzels ist hier versteinert; das lebt, das stirbt; es war erst gestern. Die Mauern liegen im Todeskampfe, die Steine fallen, die Breschen schreien, die Löcher sind Wunden, die sich senkenden und zitternden Bäume scheinen Anstrengungen zu machen, um zu entfliehen.

Dieser Hof war 1815 mehr bebaut, wie jetzt. Ge-

bäude, die seitdem niedergerissen wurden, bildeten Winkel, Ecken, Vorsprünge.

Die Engländer hatten sich hier verbarrikadirt; die Franzosen drangen ein, konnten sich aber nicht halten. Neben der Kapelle erhebt sich ein Flügel des Schlosses, das einzige Ueberbleibsel von dem Rittersitze Hougomont, halb zertrümmert, man könnte sagen mit aufgeschlitztem Bauche. Das Schloß diente als Wartthurm, die Kapelle als Blockhaus. Man vernichtete sie hier. Die Franzosen, die von allen Seiten niedergeschossen wurden, von hinter den Mauern, von den Böden herab, aus den Kellern herauf, aus allen Fenstern, aus allen Luftlöchern, aus allen Mauerspalten, schleppten Faschinen herbei, um Wände und Menschen zu verbrennen; das Kugelfeuer erhielt zur Antwort die Feuersbrunst.

Man erblickt in dem verfallenen Flügel durch die mit Eisengittern versehenen Fenster noch jetzt die nackten Zimmer eines aus Ziegelsteinen aufgeführten Mittelgebäudes; die englischen Garden lagen in diesen Zimmern im Hinterhalt; die Wendeltreppe, welche von dem Erdgeschosse bis zu dem Dache führt, gleicht dem Innern eines zerbrochenen Schneckenhauses. Die Treppe hat zwei Stockwerke; die Engländer, welche in dem oberen Stockwerke belagert wurden und sich auf den höheren Stufen zusammendrängten, hatten die unteren ausgebrochen. Es sind breite braune Steinblöcke, die unter Nesseln einen Haufen bilden. Etwa zehn Stufen hängen noch in der Mauer; auf der ersten derselben ist ein Dreizack eingegraben. Alle diese Stufen sitzen fest in ihren Vertiefungen; alles Uebrige gleicht einem zähnelosen Gebiß. Es stehen hier zwei alte Bäume; der eine ist todt; der andere ist am Fuße beschädigt und grünt neu im April. Seit 1815 hat er sich bemüht, in die Treppe hineinzuwachsen.

In der Kapelle hat man sich niedergemetzelt. Das

Innere, welches wieder ruhig wurde, ist sonderbar. Man hat seit dem Blutbade darin nicht wieder Messe gelesen. Gleichwohl ist der Altar stehen geblieben, ein Altar von rohem Holz, gelehnt an eine Mauer von rohen Steinen. Vier Kalkwände, eine Thür, dem Altar gegenüber, zwei kleine Spitzfenster, ein hölzernes Kruzifix auf der Thür, über dem Kruzifix ein mit Heu verstopftes Luftloch, in der Ecke, am Boden, ein ganz zertrümmerter Beichtstuhl, — so ist jetzt diese Kapelle. Neben dem Altare ist an der Mauer eine Bildsäule der heiligen Anna, aus dem fünfzehnten Jahrhundert herrührend, festgenagelt; den Kopf des Jesuskindes hat eine Kartätschkugel fortgerissen. Die Franzosen, welche einen Augenblick Herren der Kapelle waren, dann aber wieder daraus verdrängt wurden, haben sie in Brand gesteckt. Die Flammen haben dieses Gebäude erfüllt; es war in einen Ofen verwandelt; die Thür, der Fußboden, sind verbrannt worden, das hölzerne Christusbild aber blieb verschont. Das Feuer hat ihm die Zehen verzehrt, von denen man nur noch die geschwärzten Stummel sieht, dann aber hat es Halt gemacht. Ein Wunder nach der Meinung der Landleute. Das geköpfte Jesuskind ist nicht so glücklich gewesen, wie der Christus.

Die Mauern sind mit Inschriften bedeckt. Neben den Füßen des Christusbildes ließt man den Namen Henquinez. Dann die anderen: Conde de Rio Maïor. Marques y Marquesa de Almagro (Habana). Es stehen hier auch französische Namen, daneben mit Ausrufungszeichen, Beweise des Zornes. Man hat die Mauern 1849 frisch geweißt. Die Nationen beschimpften sich auf denselben.

An der Thür dieser Kapelle ist eine Leiche aufgehoben worden, welche eine Axt in der Hand hielt. Es war die des Unterlieutenant Legros.

Bei dem Austritt aus der Kapelle sieht man links einen Brunnen. Es sind deren zwei auf dem Hofe. Man fragt:

Weshalb ist an diesem keine Winde und kein Eimer? — Weil man daraus kein Wasser mehr schöpft. — Weshalb nicht? — Weil er mit Gerippen angefüllt ist.

Der Letzte, welcher Wasser aus diesem Brunnen schöpfte, hieß Wilhelm van Kylsom. Er war ein Bauer, der in Hougomont wohnte und hier die Dienste des Gärtners verrichtete. Am 18. Juni 1815 ergriff seine Familie die Flucht und versteckte sich in dem Walde.

Der Wald, welcher die Abtei Villers umgiebt, schützte mehrere Nächte und mehrere Tage lang alle diese unglücklichen verjagten Bevölkerungen. Noch jetzt deuten gewisse kennbare Zeichen, wie verbrannte Baumstämme, die Plätze dieser armen mit Zittern unter den grünen Hallen errichteten Bivouacs.

Wilhelm van Kylsom blieb in Hougomont, um das Schloß zu bewachen und versteckte sich dazu in einem Keller. Die Engländer entdeckten ihn. Man entriß ihn seinem Verstecke, und mit flachen Säbelhieben zwangen die Kämpfer diesen von Furcht ergriffenen Menschen, sie zu bedienen. Sie hatten Durst; dieser Wilhelm brachte ihnen zu trinken. Aus dem erwähnten Brunnen schöpfte er das Wasser. Viele tranken dabei ihren letzten Schluck. Dieser Brunnen, aus dem so viele Todte tranken, sollte seinerseits ebenfalls sterben.

Nach dem Kampfe hatte man Eile, alle die Leichen zu beerdigen. Der Tod hat eine eigene Art, den Sieg zu bekämpfen und dem Ruhme läßt er oft die Pest folgen. Der Typhus ist ein Anhängsel des Triumphes. Dieser Brunnen war tief, und man verwandelte ihn in eine Gruft. Man warf dreihundert Todte hinein. Vielleicht verfuhr man dabei zu eilig. Waren alle todt? Die Legende sagt nein. In der Nacht, welche auf diese Beerdigung folgte, will man aus der Tiefe des Brunnens schwache Hülferufe vernommen haben.

Dieser Brunnen steht einsam mitten auf dem Hofe.

Halb aus Quadern, halb aus Ziegelsteinen aufgeführte Mauern fassen denselben auf drei Seiten ein. Die vierte Seite ist offen und hier schöpfte man das Wasser. Von dem Gestell, welches über den Brunnen ein Dach bildete, steht nur noch das Gebälke. Beugt man sich über eine der Seitenwände, so blickt man in einen gemauerten Cylinder, der von Dunkelheit erfüllt ist. Der Grund der Mauern verschwindet ringsumher in einem Walde von Nesseln.

Der Brunnen hat keine Winde, keine Kette, keinen Eimer mehr, aber es steht an demselben noch ein steinerner Trog, in welchem sich das Regenwasser sammelt und aus dem dann von Zeit zu Zeit ein Vogel des benachbarten Waldes seinen Durst stillt.

Ein Haus unter diesen Trümmern, das Haus des Pachthofes, ist noch bewohnt. Die Thür dieses Hauses geht auf den Hof. Neben einem hübschen Schilde von gothischer Schlosserarbeit ist auf dieser Thür als Klopfer eine eiserne Hand angebracht. In dem Augenblick, als der hannoversche Lieutenant Wilda diesen Klopfer ergriff, um sich in das Pachtgebäude zu flüchten, hieb ein französischer Sappeur ihm mit seiner Axt die Hand ab.

Der Großvater der Familie, welche dieses Haus bewohnt, war der ehemalige Gärtner van Kylsom, der schon längst gestorben ist. Eine Frau mit grauem Haar sagte zu dem Wanderer:

„Ich war hier. Ich war damals drei Jahr alt. Meine ältere Schwester fürchtete sich und weinte. Man trug uns nach dem Walde. Ich lag in den Armen meiner Mutter. Man legte sich mit dem Ohre auf den Boden, um zu horchen. Ich machte die Kanonen nach, indem ich wiederholte: Bumm! Bumm!“

Eine Thür links auf dem Hofe führte in den Obstgarten.

Dieser war entsetzlich.

Er besteht aus drei Theilen, die man beinahe drei Acte nennen könnte. Der erste Theil ist ein Garten, der zweite der Obstgarten, der dritte ein Gebüsch. Diese drei Theile haben eine gemeinschaftliche Einfriedigung, aus der Seite des Einganges, zu den Gebäuden des Schlosses und des Pachthofes, links eine Hecke, rechts eine Mauer und im Hintergrunde ebenfalls eine Mauer. Die Mauer rechts ist von Ziegelsteinen, die im Hintergrunde von Quadern. Man tritt zunächst in den Garten. Er geht von unten nach oben, ist bepflanzt mit Stachelbeersträuchen, bedeckt mit einer wilden Vegetation und geschlossen durch eine Terrasse von behauenen Steinen mit Balustraden. Es ist ein herrschaftlicher Garten in dem ersten französischen Styl, welcher dem von Le Notre voranging; jetzt ist er verfallen und verwachsen. Die Balustraden tragen große Steinkugeln. Es stehen noch dreiundvierzig dieser Pfeiler; die übrigen liegen im Grase. Beinahe alle tragen die Spuren von Schüssen.

In diesem Garten, der niedriger liegt, wie der Baumgarten, wurden sechs Voltigeure des 1. leichten Regiments, welche eingedrungen waren und nicht wieder hinaus konnten, gehetzt, wie Bären in ihrer Grube und nahmen den Kampf gegen zwei Compagnien Hannoveraner an, von denen eine mit Büchsen bewaffnet war. Die Hannoveraner hatten die Balustraden besetzt und schossen von oben. Die Voltigeurs erwiderten das Feuer von unten, sechs gegen zweihundert, unerschrocken, ohne andern Schutz, als die Stachelbeersträucher und brauchten eine Viertelstunde, um zu sterben.

Man steigt einige Stufen hinauf und kömmt aus dem Garten in den eigentlichen Obstgarten. Hier, auf dem Raume von einigen Quadratklaftern, fielen fünfhundert Menschen binnen weniger als einer Stunde. Die Mauer scheint im Begriff zu sein, den Kampf zu erneuern. Die achtunddreißig Schießscharten, welche durch die Engländer in ungleicher Höhe hineingebrochen wurden, sind noch darin.

Vor der sechszehnten liegen zwei englische Gräber von Granit. Diese Mauer wird nach außen durch eine hohe lebendige Hecke verdeckt. Die Franzosen drangen ein, glaubten es nur mit der Hecke zu thun zu haben, überstiegen dieselbe und fanden die Mauer, ein Hinderniß und einen Hinterhalt, in welchem die Engländer lagen. Die achtunddreißig Schießscharten gaben auf ein Mal Feuer, — ein Hagel von Kartäschen und Musketenkugeln; die Brigade Soye zerschellte daran.

So begann Waterloo.

Der Obstgarten wurde gleichwohl genommen. Man hattte keine Leitern. Die Franzosen kletterten mit den Nägeln an der Mauer hinauf. Man schlug sich Mann gegen Mann unter den Bäumen. Das Gras wurde mit viel Blut benetzt. Ein Bataillon Nassauer, siebenhundert Mann stark, wurde hier niedergemacht. Auf der Außenseite ist die Mauer, gegen welche die beiden Batterien Kellermann's gerichtet wurden, von Kartätschkugeln zerschossen.

Dieser Obstgarten ist im Mai voll Blumen, wie jeder andere. Er hat seine Goldknöpfchen und seine Gänseblümchen, das Gras ist hoch darin, die Ackerpferde grasen hier, Pferdehaar-Seile, auf denen Wäsche trocknet, hängen zwischen den Bäumen, zwingen die Hindurchgehenden sich zu bücken und der Fuß sinkt in Maulwurfshügel ein. In der Mitte des Obstgartens bemerkt man einen umgestürzten aber noch grünenden Baumstamm. Der Major Blackmann hat sich mit dem Rücken dagegen gelehnt, um zu sterben. Unter einem nahestehenden großen Baume ist der deutsche General Düplat gefallen, welcher von einer französischen Familie stammte, die nach dem Widerruf des Edictes von Nantes auswanderte. Dicht daneben neigt sich ein alter kranker Apfelbaum, welcher einen Verband von Stroh und Lehm trägt, gegen den Boden. Beinahe alle Aepfelbäume fallen vor Alter um. Nicht einer von allen, der nicht seine Ka-

nonen- oder seine Kartätschkugel bekommen hätte. Die Skelette todter Bäume sind in diesem Obstgarten sehr zahlreich. Die Raben fliegen in den Aesten umher. Im Hintergrund ist ein Gebüsch voller Veilchen.

Bauduin todt, Foy verwundet, Brand, Gemetzel, Blutbad, ein Blutstrom, in welchem englisches, deutsches und französisches Blut sich mischte, ein wüthendes Handgemenge, ein mit Leichen angefüllter Brunnen, das Regiment Nassau und das Regiment Braunschweig vernichtet, Düplat todt, Blackmann todt, die englischen Garden zusammengehauen, zwanzig französische Bataillone von den vierzig des Corps von Reille decimirt, dreitausend Mann in diesem einzigen Rittersitze Hougomont niedergemetzelt, erschlagen, erwürgt, zusammengehauen, verbrannt; — und das Alles, damit jetzt ein Bauer zu einem Reisenden sagen kann:

„Mein Herr, geben Sie mir drei Francs und wenn Sie wollen so erkläre ich Ihnen die Geschichte von Waterloo!"

III.

Der 18. Juni 1815.

Gehen wir zurück, wie dies eines der Rechte des Erzählers ist, und versetzen wir uns in das Jahr 1815 und selbst noch etwas vor jene Zeit, zu welcher die Handlung beginnt, welche wir in der ersten Abtheilung dieses Buches erzählten.

Hätte es in der Nacht vom 17. zum 18. Juni 1815 nicht geregnet, so würde die Zukunft Europa's verändert gewesen sein. Einige Tropfen Wasser mehr oder weniger haben Napoleon gestürzt. Um Waterloo zum Ende von Austerlitz zu machen, bedurfte die Vorsehung nur etwas Regen, und einer Wolke, welche der Jahreszeit widersprechend den Himmel durchzog, genügte zu dem Umsturze einer Welt.

Die Schlacht von Waterloo — und dadurch gewann Blücher Zeit, einzutreffen — konnte erst um ½ 12 Uhr begonnen werden. Weshalb? Weil die Erde aufgeweicht war. Man mußte warten, bis sie sich etwas verhärtet hatte, damit die Artillerie manövriren konnte.

Napoleon war Artillerie-Offizier und dies machte sich bei ihm bemerklich. Alle seine Schlachtpläne sind für die schweren Geschosse berechnet. Die Artillerie auf einen bestimmten Punkt zu lenken war für ihn der Schlüssel des Sieges. Er behandelte die Strategie des feindlichen Generals wie eine Citadelle und schoß Bresche in dieselbe. Carre's sprengen, Regimenter vernichten, Schlachtlinien durchbrechen, die Massen niederwerfen und auseinandertreiben, Alles für ihn lag darin, zu treffen, zu treffen, ohne Unterlaß zu treffen, und diese Aufgabe traute er der Kanonenkugel an. Eine furchtbare Methode, welche, vereint mit dem Genie, diesen finstern Athleten des Krieges fünfzehn Jahre lang unbesieglich machte.

Am 18. Juni 1815 zählte er um so mehr auf die Artillerie, weil er die Zahl für sich hatte, Wellington besaß nur 159 Feuerschlünde, Napoleon aber 240.

Man nehme an, die Erde sei trocken gewesen, die Artillerie hätte sich bewegen können, so würde der Kampf um sechs Uhr begonnen haben, die Schlacht wäre um zwei Uhr beendigt und gewonnen gewesen, drei Stunden vor dem Glückswechsel durch die Preußen.

Wie viele Fehler Napoleons sind bei dem Verlust dieser Schlacht in Rechnung zu bringen? Darf der Schiffbruch dem Steuermann zur Last gelegt werden? War das offenbar physische Sinken Napoleons um jene Zeit mit einer gewissen innern Abnahme verbunden? Hatten die zwanzig Kriegsjahre die Klinge ebenso abgenutzt wie die Scheide, die Seele wie den Körper? Ließ der Veteran sich auf eine verderbliche Weise in dem Feldherrn bemerken? Mit einem Worte, nahm das Genie, wie viele beachtenswerthe Geschichtsschreiber geglaubt haben, ab? Gerieth er in Raserei, um sich selbst seine abnehmende Kraft zu verhehlen? Begann er unter einem Hauch des Zufalles zu schwanken? Wurde er, was bei einem Feldherrn sehr wichtig ist, gleichgültig gegen die Gefahr? Giebt es in jener Klasse großer Männer, die man die Riesen der Handlung nennen kann, ein Alter für die Kurzsichtigkeit des Genie's? — Das Alter übt keinen Einfluß auf die Genie's der Ideale; für die Dante's und Michel Angelo's heißt älter werden, wachsen; sollte es für die Hannibal's, und für die Bonaparte's, das Gegentheil sein? Hatte Napoleon den unmittelbaren Sinn des Krieges verloren? War er soweit gekommen, die Klippe nicht mehr zu erkennen, die Gefahren nicht zu errathen, den Rand der Abgründe nicht zu entdecken? Mangelte ihm die Ahnung der Katastrophe? Hatte er, der ehedem alle Wege zum Triumphe kannte und der sie von seinem Siegeswagen herab mit gebieterischem Finger andeutete, jetzt jene finstere Verblendung, welche das ungestüme Gespann der Legionen gegen die Abgründe treibt? War er mit 46 Jahren vom Wahnsinn ergriffen? War dieser titanische Lenker des Geschickes nichts mehr als ein gewaltiger Abenteurer?

Wir glauben das aber nicht. Sein Schlachtplan war nach der Ansicht Aller ein Meisterwerk. Gerade auf das Centrum der verbündeten Feinde losgehen, ein Loch darin brechen, sie auseinander treiben, die britische Hälfte auf Hal

und die preußische auf Tongeres werfen, aus Wellington und Blücher zwei Stumpfe machen, Mont-Saint-Jean nehmen, Brüssel erobern, den Deutschen in den Rhein und den Engländer in das Meer werfen: Das Alles lag für Napoleon in dieser Schlacht. Das Weitere wird man sehen.

Es versteht sich von selbst, daß wir nicht die Absicht haben, hier die Geschichte von Waterloo zu schreiben, eine der Scenen des Drama's, welche wir erzählen, steht in Verbindung mit dieser Schlacht. Allein diese Geschichte ist nicht unser Gegenstand; sie ist übrigens anderwärts schon geschrieben, und zwar meisterhaft; aus einem Gesichtspunkte durch Napoleon, aus dem andern durch Charras.

Was uns betrifft, so lassen wir die beiden Geschichtsschreiber sich streiten, wir sind nur ein entfernter Zeuge, ein Wanderer über die Ebene und indem wir zu der Erde niedergebeugt, welche von Menschenfleisch erfüllt ist, nach Wahrheit suchen, nehmen wir vielleicht den Schein für die Wirklichkeit; wir haben nicht das Recht, im Namen der Wissenschaft einer Menge von Thatsachen die Spitze zu bieten. Wir besitzen weder die militairische Praxis, noch die strategische Competenz, welche zu einem Systeme berechtige; unserer Meinung nach beherrschte bei Waterloo eine Verkettung von Zufällen die beiden Feldherren; und wenn es sich um das Geschick, diesen so vielfach angeklagten geheimnißvollen Richter, handelt, so halten wir ihn gleich dem Volke für unbefangen!

IV.

A.

Die, welche sich einen deutlichen Begriff von der Schlacht von Waterloo machen wollen, brauchen nur in Gedanken auf den Boden ein großes A zu schreiben, der linke Arm des A ist die Straße von Nivelles, die rechte die Straße von Genappe; der Verbindungsstrich des A ist der Hohlweg von Ohain nach Braine-l'Alleud. Die Spitze des A ist Mont-Saint-Jean, hier ist Wellington. Das linke untere Ende ist Hougomont; hier steht Reille und Jerome Bonaparte. Das rechte untere Ende ist Belle-Alliance; hier ist Napoleon. Etwas unterhalb des Punktes, auf welchem der Verbindungsstrich des A den rechten Arm berührt, ist La Haie-Sainte. In der Mitte dieses Verbindungsstriches ist der genaue Punkt, wo das letzte Wort der Schlacht gesprochen wurde. Dort hat man den Löwen aufgestellt, das unwillkürliche Symbol des höchsten Heldenmuthes der kaiserlichen Garde. Das Dreieck im oberen Theile des A zwischen den beiden Armen und dem Verbindungsstriche ist die Hochebene von Mont-Saint-Jean. Der Streit um diese Ebene war die ganze Schlacht.

Die Flügel der beiden Armeen dehnten sich zur Rechten und Linken der beiden Straßen von Genappe und Nivelles aus; d'Erlon stand Picton, Reille stand Hill gegenüber.

Hinter der Spitze des A, hinter der Hochebene von Mont-Saint-Jean liegt der Wald von Soignes.

Was die Ebene selbst betrifft, so denke man sich ein umfassendes, wellenförmiges Terrain; jede Erhöhung beherrscht die folgende und alle diese Wellen steigen gegen Mont-Saint-Jean hinauf und enden bei dem Walde.

Zwei feindliche Armeen auf einem Schlachtfelde sind zwei Kämpfer. Es ist ein Ringen, der Eine trachtet den Andern niederzuwerfen. Man klammert sich an Alles an; ein Gebüsch ist ein Stützpunkt; ein Stück Mauer ist ein Schutz; in Ermangelung einer Hütte, wo dies sich stützen kann, weicht ein Regiment zurück; eine Vertiefung der Ebene, eine Erhöhung des Terrains, ein zu rechter Zeit erreichter Fußweg, ein Gehölz, eine Schlucht können der Prosa des Kolosses, den man eine Armee nennt, einen Halt gewähren und ihn verhindern, zurückzuweichen; wer das Feld verläßt, ist geschlagen. Daraus entspringt für den verantwortlichen Führer die Nothwendigkeit die geringste Gruppe von Bäumen zu prüfen und die kleinste Vertiefung zu erforschen.

Die beiden Feldherrn hatten aufmerksam die Ebene von Mont=Saint=Jean, welche jetzt die Ebene von Waterloo genannt wird, studirt. Schon das Jahr zuvor hatte Wellington mit der Voraussicht des Scharfsinnes sie für den möglichen Fall einer großen Schlacht untersucht. Auf diesem Terrain und für den Zweikampf des 18. Juni hatte Wellington die gute Seite, Napoleon die ungünstigere. Die englische Armee stand oben, die französische Armee unten.

Hier die Gestalt Napoleons zu schildern, zu Pferde, das Fernrohr in der Hand auf der Höhe von Rossomme bei Tagesanbruch am 18. Juni 1815, ist überflüssig. Ehe man ihn zeigt, hat ihn die ganze Welt schon gesehen, das ruhige Profil unter dem kleinen Hute der Militairschule von Brienne, die grüne Uniform, die weißen Revers, welche den Stern bedeckten, der Ueberrock, welcher die Epauletten verbarg, der Zipfel des rothen Bandes unter der Weste, die Lederhosen, der Schimmel mit seiner purpurrothen Sammetdecke und in den Ecken mit dem gekrönten N und den Adlern, die steifen Stiefeln über seidenen Strümpfen, die silbernen Sporen, der Degen von Marengo, diese ganze Gestalt des letzten Cäsar

lebt in jeder Einbildungskraft, mit Beifall begrüßt von den Einen, mit strengen Blicken betrachtet von den Andern.

Diese Gestalt hat lange im hellen Lichte gestanden, dies rührt von einer gewissen legendenartigen Verdunkelung her, welche die meisten Helden um sich her verbreiten und die stets längere oder kürzere Zeit die Wahrheit verhüllt; aber jetzt ist die Geschichte und das helle Tageslicht bekannt.

Diese Beleuchtung der Geschichte ist unerbittlich, sie besitzt das Eigenthümliche und Göttliche, daß sie, so sehr sie Licht ist und eben weil sie Licht ist, oft da Schatten verbreitet, wo man früher nur helle Strahlen sah; aus demselben Menschen machte sie zwei von einander verschiedene Phantome; eines greift das andere an; läßt demselben Gerechtigkeit widerfahren und die Schatten des Despoten kämpfen mit dem glänzenden Lichte des Feldherrn. Daraus entspringt ein richtiges Maaß bei der letzten Würdigung durch die Völker. Das vernichtete Babylon verkleinert Alexander, das gefesselte Rom verkleinert Cäsar; das getödtete Jerusalem verkleinert Titus; die Tyrannei folgt dem Tyrannen. Es ist ein Unglück für einen Menschen, wenn er hinter sich die Nacht zurückläßt, welche seine Gestalt annimmt.

V.

Das quid obscurum der Schlachten.

Alle Welt kennt den ersten Abschnitt dieser Schlacht; ein unruhiger, ungewisser, zögernder, drohender Anfang für

beide Armeen. Aber für die Engländer noch mehr wie für die Franzosen.

Es hatte die ganze Nacht geregnet; der Boden war durch die Güsse aufgeweicht, das Wasser halte sich hier und dort in den Vertiefungen der Ebene angesammelt; auf einzelnen Punkten sanken die Wagen der Trains bis zu den Achsen hinein; die Bauchgurte der Gespanne trieften von flüssigem Koth; wenn nicht das Korn und der Hafer, die unter dem Zuge der Karren niedergerissen wurden, die Gleiche ausgefüllt und den Rädern eine Stütze geboten hätten, so wäre jede Bewegung, besonders in den Thälern auf der Seite von Papelotte unmöglich gewesen.

Das Gefecht begann spät; Napoleon hatte, wie erwähnt, die Gewohnheit, die ganze Artillerie wie eine Pistole in der Hand zu halten, bald auf diesem Punkt, bald auf einen andern der Schlacht zielend. Und hätte er warten wollen, bis die bespannten Batterien frei galoppiren konnten; dazu war es nöthig, daß die Sonne hervorbrach und den Boden austrocknete. Aber die Sonne kam nicht. Es war nicht mehr wie Austerlitz. Als der erste Kanonenschuß abgefeuert wurde, sah der englische General Colville nach seiner Uhr und bemerkte, daß es 11 Uhr 35 Minuten sei.

Das Gefecht begann mit Wuth, mit mehr Wuth vielleicht, als der Kaiser wollte, durch den linken Flügel bei Hougomont. Zu gleicher Zeit griff Napoleon das Centrum an, indem er die Brigade Quiot auf La Haie-Sainte warf, und Ney führte den rechten französischen Flügel gegen den linken englischen, der sich auf Papelotte stützte.

Der Angriff auf Hougomont war zum Theil Scheinangriff. Wellington dorthin zu locken, ihn zu veranlassen, sich links zu ziehen, das war der Plan. Dieser Plan würde gelungen sein, wenn die vier Compagnien der englischen Garde und die tapferen Belgier der Division Perponcher nicht die Position kräftig gehalten hätten, so daß Wellington, statt sich

dorthin zu concentriren, sich darauf beschränken konnte, als einzige Verstärkung eine andere Compagnie der Garde und ein Bataillon Braunschweiger hinzuschicken.

Der Angriff des rechten französischen Flügels auf Papelotte war ernstlich, den linken englischen Flügel werfen, die Straße von Brüssel abschneiden, den Preußen den möglichen Uebergang verwehren, Mont-Saint-Jean forciren, Wellington auf Hougomont zurückwerfen, von da auf Braine-l'Alleud, von hier auf Hal; nichts konnte klarer sein; ohne einige Nebenumstände würde dieser Angriff gelungen sein. Papelotte wurde genommen; la Haie-Sainte erobert.

Ein Umstand ist zu erwähnen. In der englischen Infanterie, besonders in der Brigade Kempt, dienten viele Rekruten. Diese jungen Soldaten zeigten sich unseren furchtbaren Infanteristen gegenüber tapfer; ihre Unerfahrenheit zog sich unerschrocken aus der Sache; sie leisteten besonders einen vortrefflichen Dienst als Tirailleure; der Tirailleur, der so ziemlich sich selbst überlassen ist, wird so zu sagen sein eigener General; diese Rekruten zeigten Etwas von der Erfindungsgabe und dem Feuer der Franzosen. Diese junge Infanterie wurde ungestüm. Das mißfiel Wellington.

Nach der Einnahme von La Haie-Sainte schwankte die Schlacht.

An diesem Tage herrscht von 12 bis 4 Uhr eine dunkle Intervalle; die Mitte dieser Schlacht ist beinahe unbestimmt und hat etwas von der Undeutlichkeit des Handgemenges. Es entsteht Dämmerung darüber. Man bemerkt Hin- und Herwogen in dem Dampfe, eine schwindelnde Verwirrung; die damalige jetzt beinahe unbekannte Kleidung, die flammenden Colpacks, die hin- und herfliegenden Säbeltaschen, das gekreuzte Lederzeug, die Patronentaschen mit Granaten, die Dolman's der Husaren, die faltigen, rothen Stiefel, die schweren mit Behängen umwundenen Tschako's, die beinahe schwarze braunschweigische Infanterie, gemischt unter

die scharlachrothe Infanterie Englands, die hannöverschen Chevaulegers mit ihren länglichen, ledernen Helmen, besetzt mit Kupferstreifen und mit rothen Roßhaarbüschen, die Schotten mit bloßem Knie und karrirten Plaids, die großen weißen Gammaschen der Grenadiere; — das sind Bilder, aber keine strategischen Linien. Es ist, was Salvator Rosa berauscht, nicht aber Gribeauval.

Eine gewisse Menge Sturm mischt sich stets in eine Schlacht. Quid obscurum, quid divinum. Jeder Geschichtsschreiber bringt in dieses Gewirr einige ihm gefällige Linien. Wie auch die Pläne der Generäle sein mögen, hat doch der Angriff der bewaffneten Massen unberechenbare Zufälle; in dem Gefecht dringen die Pläne der beiden Feldherrn in einander ein und entstellen sich einander. Die Schlachtlinie dreht und wendet sich wie ein Faden; die Blutströme rieseln unlogisch; die Fronten der Armeen schwanken, die Regimenter, welche vordringen oder zurückweichen, bilden Vorgebirge oder Schluchten; alle diese Klippen bewegen sich unabläßig und ineinander. Wo Infanterie stand, kommt Artillerie hin, wo die Artillerie war, eilt die Kavallerie herbei; die Bataillone sind Wolken; dort war Etwas; sucht es; es ist verschwunden; Lücken werden ausgefüllt; finstere Linien dringen vor und weichen zurück; eine Art von Wind des Grabes treibt diese tragischen Massen vorwärts, zurück, schwillt sie an, sprengt sie auseinander. Was ist ein Handgemenge und ein Hin- und Herwogen. Die Unbeweglichkeit eines mathematischen Planes drückt eine Minute aus und nicht einen Tag. Um eine Schlacht zu schildern bedarf es jener gewaltigen Maler, welche das Chaos in ihrem Pinsel führen. Rembrandt ist dazu besser wie Vandermeulen. Der Maler, um Mittag zuverläßig, lügt um drei Uhr; die Geometrie täuscht; nur der Sturm allein ist wahr. Dadurch gewinnt Folard das Recht Polybius zu widersprechen. Fügen wir hinzu, daß es stets einen gewissen Augenblick giebt, in welchem die

Schlacht sich in zahllose einzelne Kämpfe zersplittert, von denen Napoleon selbst sagte, daß sie mehr der Biographie der Regimenter als der Geschichte der Armee angehören.

Der Geschichtsschreiber hat in diesem Falle das augenscheinliche Recht der allgemeinen Uebersicht, und kein Erzähler, so gewissenhaft er auch sei, kann genau die Gestalten der entsetzlichen Wolke, die man eine Schlacht nennt, bestimmen.

Dies ist die Wahrheit für alle großen Kämpfe der Armeen und ganz besonders auf Waterloo anwendbar.

Indeß nahm im Laufe des Nachmittags zu einem gewissen Augenblick die Schlacht eine bestimmte Gestalt an.

VI.

Vier Uhr Nachmittags.

Gegen vier Uhr war die Lage der englischen Armee sehr mißlich. Der Prinz von Oranien kommandirte das Centrum, Hill den rechten Flügel, Picton den linken. Der Prinz von Oranien, der im höchsten Grade aufgeregt und unerschrocken war, rief den Holland-Belgiern zu: „Nassauer! Braunschweiger! niemals zurück!" Hill, der geschwächt war, stützte sich auf Wellington. Picton war todt. In demselben Augenblicke, an welchem die Engländer die Fahne des 105. Linienregiments nahmen, hatten die Franzosen den General Picton durch einen Schuß in den Kopf getödtet. Die Schlacht hatte für Wellington zwei Stütz-

punkte: Hougomont und La Haie-Sainte: Hougomont hielt sich noch, aber es brannte; La Haie-Sainte war genommen. Von dem deutschen Bataillone, welches es vertheidigt, waren nur 42 Mann am Leben geblieben; alle Offiziere bis auf 5 waren todt oder gefangen, 3000 Kämpfer wurden auf diesem Platze niedergemetzelt. Ein Sergeant der englischen Garde, der erste Boxer Englands, den seine Waffengefährten für unverwundbar gehalten hatten, wurde durch einen kleinen französischen Tambour getödtet. Baring war geworfen, Alten niedergemetzelt. Mehrere Fahnen waren verloren, davon eine von der Division Alten, und eine von dem Bataillone Lüneburg, welche ein Prinz aus der Familie Zweibrücken trug. Die schottischen Grauen existirten nicht mehr; die schweren Dragoner Ponsonby's waren zusammen gehauen. Diese tapfere Kavallerie war den Lanciers von Bro und den Kürassieren von Travers erlegen. Von 1200 Pferden blieben nur noch 600; von den Oberstlieutenants war Hamilton verwundet, Mater getödtet; Ponsonby war gefallen, durchbohrt von sieben Lanzenstichen. Gordon war todt; Marsh war todt. Zwei Divisionen, die 5. und 6. waren vernichtet.

Als Hougomont bedroht und La Haie-Sainte genommen war, blieb nur noch ein Haltpunkt, das Centrum. Dieser Punkt hielt standhaft aus; Wellington verstärkte ihn; er berief Hill, der bei Merbe-Braine stand; er berief Chassé, der bei Braine l'Alleud war. Das Centrum der englischen Armee, etwas concav, sehr gedrängt und sehr dicht, hatte eine feste Stellung. Es behielt die Hochebene von Mont-Saint-Jean besetzt, hatte hinter sich das Dorf und vor sich eine ziemlich steile Abdachung. Es lehnte sich an das feste Steinhaus, welches damals eine Besitzung von Nivelles war und die Spaltung der Straße bezeichnete, eine aus dem 16. Jahrhundert herrührende Steinmasse, so fest, daß die Kugeln davon zurückprallten, ohne sie zu beschädigen.

Rings um die Ebene hatten die Engländer hier und dort die Hecken ausgeschnitten, Oeffnungen in die Dornen gehauen, Kanonen zwischen die Zweige gestellt und die Gebüsche crenelirt. Ihre Artillerie stand in den Gebüschen im Hinterhalt. Diese punische Arbeit, unbestreitbar berechtigt durch den Krieg, der die List zuläßt, war so gut vollbracht, daß Haxo, den der Kaiser um 9 Uhr Morgens abgeschickt hatte, um die Batterien des Feindes zu recognosciren, davon nichts sah und Napoleon meldete, es gäbe kein Hinderniß, ausgenommen die beiden Barrikaden, welche die Straßen von Nivelles und Genappe versperrten. Das Korn stand hoch; am Saum der Hochebene lag ein Bataillon der Brigade Kempt, das 95. mit Büchsen bewaffnet in dem hohen Korn.

So nach allen Seiten gedeckt und gesichert hatte das Centrum der anglo-holländischen Armee eine gute Stellung.

Die Gefahr dieser Stellung war der Wald von Soignes, der an das Schlachtfeld stieß und von den Sümpfen Grönendael und Boitsfort durchschnitten wurde. Eine Armee hätte sich nicht durch denselben zurückziehen können, ohne sich aufzulösen; die Regimenter würden sogleich aus der Ordnung gekommen sein. Die Artillerie wäre in den Sümpfen zu Grunde gegangen. Nach der Ansicht mehrerer Sachkenner, die freilich von anderen bestritten wird, wäre ein solcher Rückzug ein „rette sich wer kann!“ gewesen. Wellington fügte diesem Centrum eine Brigade von Chassé hinzu, die er dem rechten Flügel entnahm, und eine Brigade von Wincke, die er von dem linken Flügel nahm, sowie die Division Clinton. Seinen Engländern, den Regimentern von Halkett, der Brigade von Mitchell, den Garden von Maitland, gab er als Stützpunkt zur Anlehnung die braunschweiger Infanterie, das Contingent von Nassau, die Hannoveraner Kielmannsegge's und die deutschen Ompteda's. Dadurch hatte er 26 Bataillone in der Hand. Der rechte Flügel wurde, wie Charras sagt, hinter das Centrum

zurückgezogen. Eine ungeheure Batterie wurde durch Sandsäcke an dem Orte verdeckt, welche man jetzt das „Museum von Waterloo" nennt. Wellington hatte überdies in einer Vertiefung des Terrains die Garde=Dragoner von Sommerset, 1400 Pferde stark. Dies war die andere Hälfte jener mit Recht berühmten englischen Kavallerie. Nachdem Ponsonby vernichtet war, blieb noch Sommerset.

Die Batterie, welche vollendet beinahe eine Redoute gewesen wäre, lag hinter einer sehr niederen Gartenmauer, die in aller Eile durch Sandsäcke und einen breiten Erdaufwurf erhöht worden war. Diese Arbeit war nicht beendigt; man hatte nicht die Zeit gehabt, sie zu verpalissadiren.

Wellington, der besorgt aber ruhig war, befand sich zu Pferde und blieb den ganzen Tag in derselben Haltung, etwas vor der alten Mühle von Mont Saint=Jean, die noch jetzt steht, unter einer Ulme, welche seitdem ein Engländer, ein enthusiastischer Vandale, um 200 Francs erkaufte, gefällt und mitgenommen hat. Wellington zeigte sich hier als Held. Es regnete Kugeln.

Der Adjudant Gordon war an seiner Seite gefallen. Lord Hill deutete auf eine crepirende Granate und sagte: Mylord, welches sind Ihre Instructionen und welche Befehle ertheilen Sie uns, wenn Sie sich tödten lassen?" „Es zu machen wie ich" entgegnete Wellington. „Zu Clinton sagt er lakonisch" „hier bis auf den letzten Mann aushalten." Der Tag nahm sichtlich eine böse Wendung. Wellington rief seinen alten Gefährten von Talavera, Vittoria und Salamanca zu. „Jungens, könnt Ihr daran denken, zu weichen? Denkt an Alt=England!" Gegen vier Uhr bewegte die englische Linie sich rückwärts. Plötzlich sah man auf den Gipfel der Ebene nur noch die Artillerie und Tirailleure; alles Andere verschwand; die Regimenter, vertrieben durch die französischen Kugeln und Granaten, zogen sich in die Vertiefung zurück, welche noch jetzt der Fußpfad

von Mont-Saint-Jean durchschneidet; Eine rückgängige Bewegung fand statt; die Front der englischen Schlachtlinie entzog sich dem Feuer. Wellington wich.

Anfang des Rückzuges! rief Napoleon.

VII.

Napoleon bei guter Laune.

Der Kaiser war krank und durch ein örtliches Leiden wurde es ihm schwer, sich auf dem Pferde zu erhalten, aber dennoch war er nie in so guter Laune gewesen, wie an diesem Tage. Seit dem Morgen lächelte seine Unerforschlichkeit. Am 18. Juni 1815 strahlte diese tiefe von Marmor umhüllte Seele verblendend. Der Mann, der für Austerlitz finster gewesen war, zeigt sich heiter bei Waterloo. Die größten Vorausbestimmungen bringen solche Widersinnigkeiten hervor. Unsere Freuden sind Schatten. Das höchste Lächeln gebührt Gott.

Ridet Caesar, Pompejus flebit, sagten die Legionäre der Legion Fulminatrix. Pompejus sollte diesmal gewiß nicht weinen, aber gewiß ist, daß Cäsar lachte. In der vorhergehenden Nacht, um ein Uhr, als er bei Sturm und Regen zu Pferde mit Bertrand die Hügel recognoscirte, welche Rossomme umgeben, war er befriedigt dadurch, die lange Linie der englischen Bivouacfeuer, den Horizont von Frischemont bis Braine-l'Alleud erleuchtet zu sehen, und es schien ihm, als sei das Schicksal, welches er selbst für

einen bestimmten Tag auf das Schlachtfeld von Waterloo beschieden hatte, gewiß; er hält sein Pferd an und blieb einige Zeit regungslos sitzen, auf die Blitze sehend, auf den Donner hörend. Dann hörte man diesen Fatalisten in der Dunkelheit die geheimnißvollen Worte sprechen: „Wir stimmen überein!“ — Napoleon täuscht sich; sie war nicht mehr übereinstimmend.

Er hatte nicht eine Minute geschlafen; jeder Augenblick dieser Nacht war für ihn durch eine Freude bezeichnet worden. Er hatte die ganze Linie der Vorposten durchritten und hier und dort angehalten, um mit den Vedetten zu sprechen. Um 2½ Uhr hörte er in der Nähe des Gehölzes von Hougomont die Schritte einer marschirenden Colonne; er glaubte einen Augenblick an den Rückzug Wellington's. Er sagte zu Bertrand:

„Das ist die englische Arrièregarde, die sich in Bewegung setzt, um das Lager zu verlassen. Ich werde die 6000 Engländer, die von Ostende kommen, gefangen nehmen.“ Er sprach sehr heiter; er hatte seine Schwungkraft der Landung vom 1. März wieder gefunden, als er dem Großmarschall, dem enthusiastischen Bauer des Golfs Juan zurief: „Nun, Bertrand, da kommt schon Verstärkung!“ In der Nacht vom 17. zum 18. Juni spottete er über Wellington. — „Dieser kleine Engländer bedarf einer Lehre,“ sagte Napoleon. Der Regen verdoppelte sich; es donnerte, während der Kaiser sprach.

Um 3½ Uhr Morgens hatte er eine Illusion verloren; Offiziere, die auf Recognoscirung ausgeschickt worden waren, meldeten ihm, daß der Feind keine Bewegung mache. Nichts rührte sich; kein Bivouacfeuer war erloschen. Die englische Armee schlief. Das Schweigen war tief auf der Erde; Lärm gab es nur im Himmel. Um 4 Uhr wurde ein Bauer ihm zugeführt; dieser Bauer hatte als Bote für eine

englische Cavalleriebrigade gedient, wahrscheinlich für die Brigade Vivian, welche bei dem Dorfe Ohaiu auf dem äußersten linken Flügel ihre Position nehmen sollte. Um 5 Uhr meldeten ihm zwei belgische Deserteure, daß sie ihr Regiment verlassen hätten und daß die englische Armee die Schlacht erwartete. — „Desto besser!“ rief Napoleon. „Ich will sie noch lieber vernichten als zurückwerfen.“

Am Morgen war er an der Ecke des Weges von Plancenoit vom Pferde in den Koth gestiegen, hatte sich aus dem Pachthofe von Rossomme einen Küchentisch und einen Holzstuhl bringen lassen, hatte sich, mit einem Bund Stroh als Teppich, gesetzt und auf dem Tische die Karte des Schlachtfeldes ausgebreitet, indem er zu Soult sagte: „Ein hübsches Schachbrett!“

In Folge des Regens der Nacht hatten die Lebensmittel, die auf den aufgeweichten Straßen versanken, nicht eintreffen können. Die Soldaten hatten nicht geschlafen, waren durchnäßt und nüchtern. Das hielt jedoch Napoleon nicht ab, Ney nun aber zuzurufen: „Wir haben neunzig Aussichten von hundert.“ Um 8 Uhr hatte man das Frühstück des Kaisers gebracht. Er ladete mehrere Generale dazu ein. Während des Frühstücks erzählte man, daß Wellington am zweiten Abend zuvor in Brüssel auf dem Ball gewesen sei, bei der Herzogin von Somerset, und Soult, ein rauher Kriegsmann mit dem Gesicht eines Erzbischofs, sagte: „Der Ball ist heute.“

Der Kaiser scherzte mit Ney, welcher äußerte: Wellington wird nicht so einfältig sein, Ew. Majestät abzuwarten! Das war übrigens seine Art so. Er scherzte gern, sagt Fleury von Chaboulon. Die Grundlage seines Charakters war eine heitere Laune, sagt Gourgaud. Er floß in Scherzen über, die eher verschroben als geistreich waren, sagte Benjamin

Constant. Diese Lustigkeit des Riesen verlohnt wohl der Mühe, daß man sie prüft. Er war es, der seine Grenadiere die „Brummbärte" nannte. Er kniff sie beständig in das Ohr und zupfte sie am Schnurrbart. Der Kaiser treibt beständig seine Possen mit uns; das ist eine Aeußerung Eines von ihnen. Während der geheimnißvollen Ueberfahrt von der Insel Elba nach Frankreich am 27. Februar auf offenem Meere begegnete die französische Kriegsbrigg Zéphir der Brigg l'Inconstant, auf der Napoleon verborgen war, und als sie den l'Inconstant nach Neuigkeiten von Napoleon fragte, nahm der Kaiser, der in diesem Augenblick noch seinen Hut mit der weißen und rothen mit Bienen besäeten Cocarde trug, den er auf der Insel Elba angenommen hatte, lachend das Sprachrohr und antwortete selbst: Der Kaiser befindet sich wohl. Wer auf solche Weise lacht, der ist auf die Ereignisse gefaßt. Napoleon hatte während des Frühstücks in Waterloo mehrmals Anfälle dieses Gelächters. Nach dem Frühstück ruhte er eine Viertelstunde, dann setzten sich zwei Generale auf das Strohbund, eine Feder in der Hand, ein Blatt Papier auf dem Knie, und der Kaiser diktirte ihnen die Schlachtordnung.

Um neun Uhr, in dem Augenblick, als die französische Armee in fünf Colonnen aufgestellt und in Bewegung gesetzt wurde, die Divisionen in zwei Linien geordnet, die Artillerie zwischen den Brigaden, die Musik an der Spitze spielend, unterbrochen durch das Wirbeln der Trommeln und das Schmettern der Trompeten ein gewaltiges, mächtiges, lustiges Meer von Helmen, Säbeln und Bayonnetten, rief der Kaiser, ganz ergriffen, zweimal aus: prachtvoll! prachtvoll!

Von 9—10½ Uhr hatte die ganze Armee, was unglaublich scheint, Position gefaßt und war in sechs Linien aufgestellt, so, um einen Ausdruck des Kaisers zu wieder-

holen, „die Gestalt von sechs V bildend". Einige Augenblicke, nachdem die Front in Schlachtordnung aufgestellt war und mitten während jenes tiefen Schweigens, welches der Anfang des Sturmes ist, der dem Schlachtgewühl vorangeht, sah Napoleon die drei zwölfpfündigen Batterien defiliren, die auf seinen Befehl von den drei Corps Reille, d'Erlon und Lobau detachirt und dazu bestimmt waren, das Gefecht durch ihr Feuer auf Mont Saint-Jean zu beginnen, wo die Straßen von Nivelles und Genappe sich vereinigen, da schlug er Haxo auf die Schulter und sagte: Das sind achtundvierzig schöne Mädchen, General.

Des Ausganges gewiß, hatte er durch ein Lächeln die Sappeurkompagnie ermuthigt, die vor ihm vorüberzog und dazu bestimmt war, sich in Mont Saint-Jean zu verbarrikadiren, sobald das Dorf genommen sein würde. Diese Heiterkeit wurde nur durch ein Wort hochmüthigen Mitleids unterbrochen; als er auf seiner linken Seite, einem Orte, wo jetzt ein großes Grab ist, die bewundernswürdigen schottischen Grauen mit ihren prachtvollen Pferden sich aufstellen sah, sagte er: Schade!

Dann war er zu Pferde gestiegen, hatte sich vor Rossomme begeben und hier zum Observatorium einen kleinen Rasenplatz rechts an der Straße von Genappe nach Brüssel gewählt, der seine zweite Station während der Schlacht war. Die dritte Station, die von sieben Uhr Abends, war zwischen Belle Alliance und La Haie-Sainte, und furchtbar; es ist ein ziemlich hoher Hügel, der noch jetzt dort liegt und hinter welchem die Garde sich in einer Vertiefung der Ebene aufgestellt hatte. Rings um diesen Hügel her ricochettirten die Kugeln auf dem Pflaster der Chaussee bis zu Napoleon. Wie bei Brienne umpfiffen ihn die Kugeln und die Kartätschen. Man hat beinahe an dem Orte, wo die Hufe seines Pferdes standen, verrostete Kugeln, alte Säbelklingen und vom Roste zerfressene Geschosse gefunden.

Vor einigen Jahren grub man hier eine 24pfündige Haubitzgranate aus, die noch geladen und deren Zünder gerade über der Granate abgebrochen war.

Auf diesem letzten Haltepunkte sagte der Kaiser zu seinem Führer Lacoste, einem friedlichen Bauer, der von Schrecken erfaßt an den Sattel eines Husaren gesunken und sich bei jedem Kartätschenschusse umwendete, indem er sich hinter Napoleon zu verbergen trachtete:

„Dummkopf, das ist schmachvoll! Du wirst Dich im Rücken erschießen lassen!

Der, welcher diese Zeilen schreibt, fand selbst in dem losen Sande dieses Hügels ein Stück von einer Granate und alte Eisenstücke, die wie Rohr in seinen Händen zerbrachen, mürbe gemacht durch den Rost von 46 Jahren.

Die verschiedenen wellenförmigen Erhöhungen des Ortes, auf welchem das Zusammentreffen zwischen Napoleon und Wellington stattfand, sind, wie Jedermann weiß, nicht mehr so, wie am 18. Juni 1815. Indem man diesem Trauerfelde das nöthige Material zu einem Monumente nahm, raubte man ihm sein natürliches Aussehen, und die Geschichte, dadurch verwirrt, weiß sich nicht mehr zurecht zu finden. Um den Boden zu feiern, hat man ihn entstellt. Als Wellington zwei Jahre darauf Waterloo wiedersah, rief er aus: Man hat mir mein Schlachtfeld verwandelt! Da, wo heute der große Erdhügel liegt, auf welchem der Löwe errichtet ist, war ehedem eine Erhöhung, die sich gegen die Straße von Nivelles in einer gangbaren Abdachung senkte, die aber auf der Seite der Straße von Genappe beinahe steil aufstieg. Die Höhe dieses steilen Hügels kann noch jetzt durch die Höhe der beiden Haufen der zwei großen Gräber geschätzt werden, welche die Straße von Genappe nach Brüssel einfassen; das Grab der Engländer links, das Grab der Deutschen rechts. Es giebt hier keine französische Grabstätte: für Frankreich ist die ganze Ebene eine

Grabstätte. Dank den tausend und tausend Karren Erde, welche zu dem Hügel verwendet wurden, der 150 Fuß hoch ist und eine halbe Lieue im Umkreise hat, ist die Hochebene von Mont Saint Jean jetzt bei einer sanften Abdachung zugänglich; am Tage der Schlacht war sie besonders auf der Seite von La Haie-Sainte ziemlich schroff und steil. Die Abdachung war hier so groß, daß die englischen Kanonen unter sich nicht den Pachthof sehen konnten, der im Grunde des Thales im Mittelpunkte des Kampfes lag. Am 18. Juni 1815 hatte der Regen die Schwierigkeiten des Terrains noch erhöht; man mußte nicht nur in die Höhe klettern, sondern versank auch in den Koth. Längs dem Saume der Hochebene zog sich eine Art von Graben hin, den man aus der Ferne nicht bemerken konnte.

Was war das für ein Graben? Braine-l'Alleud ist ein belgisches Dorf und Ohain ein anderes. Diese Dörfer, beide in den Niederungen des Terrains versteckt, werden durch einen Weg von etwa 1½ Lieues Länge verbunden, der die Ebene durchzieht und sich oft zwischen Hügeln wie eine Furche einschneidet, so daß dieser Weg auf mehreren Punkten eine Schlucht bildet. 1815 wie noch jetzt durchschnitt dieser Weg die Hochebene von Mont-Saint-Jean beide Chausseen von Genappe und Nivelles. Nur liegt er jetzt in gleicher Linie mit der Ebene, während er damals ein Hohlweg war. Man hat ihm seine beiden Wände genommen, um sie zu dem Denkmale zu verwenden. Dieser Weg war damals in dem größten Theile seiner Ausdehnung eine Tranchée, an einzelnen Punkten 12 Fuß tief, und die Wände waren mitunter so steil, daß sie herabstürzten, besonders im Winter und bei starken Regengüssen. Es trugen sich hier Unfälle zu. Die Straße war bei dem Eingange von Braine-l'Alleud so eng, daß ein Mensch hier durch einen Karren erdrückt wurde, wie dies ein Steinkreuz andeutet, das in der Nähe auf dem Gottesacker steht und den Namen des Ge-

tödteten angiebt, Herr Bernard Debrye, Kaufmann aus Brüssel, und der Datum des Ereignisses, Februar 1637.*)

Dieser Hohlweg war auf der Hochebene von Mont-Saint-Jean so tief, daß ein Bauer, Mathias Nicaise, dort durch einen Erdsturz erdrückt wurde, wie dies ein anderes Steinkreuz ergiebt, das noch jetzt umgestürzt auf dem Rasen links von der Chaussee zwischen La Hay-Sainte und dem Pachthofe von Mont Saint-Jean sichtbar ist.

An dem Schlachttage war dieser Hohlweg, auf den nichts aufmerksam machte, der den Gipfel von Mont-Saint-Jean umgab, ein Graben mit steilem Rande, in die Erde eingelassen, unsichtbar, das heißt also furchtbar.

VIII.

Der Kaiser richtet eine Frage an den Boten Lacoste.

Am Morgen vor Waterloo war also Napoleon zufrieden.

Er hatte dazu guten Grund; der von ihm entworfene Schlachtplan war, wie wir bemerkten, bewunderungswürdig.

---

*) Die Inschrift lautet:

Hier wurde erdrückt
Durch Unglücksfall
Unter einem Karren
De Brye Kaufmann
In Brüssel den (unleserlich)
Februar 1637.

Als die Schlacht entsponnen war, trugen sich verschiedene Umstände und Zufälle zu: der hartnäckige Widerstand Hougomont's, die ausdauernde Vertheidigung van La Haie-Sainte; der Tod Bauduin's, die Verwundung Foy's; die unerwartete Mauer, an welcher die Brigade Soye sich brach; die verhängnißvolle Nachlässigkeit Guilleminot's, der weder Petarden noch Pulversäcke hatte; das Versinken der Batterien; die funfzehn Geschütze ohne Escorte, die durch Uxbridge in einen Hohlweg geworfen wurden; die geringe Wirkung der Granaten, welche in die englische Armee einschlugen, sich hier in den aufgeweichten Boden eingruben und nichts hervorbrachten als Schmutzvulcane, so daß die Eisenstücke sich in Schmutzflecke verwandelten; die Nutzlosigkeit der Demonstration Piré's gegen Braine-l'Alleud; die ganze Kavallerie, funfzehn Schwadronen, beinahe vernichtet, der englische Flügel wenig beunruhigt; der linke schlecht angegriffen; das auffallende Mißverständniß Ney's, der eine Division des ersten Corps in Colonnen vorrücken ließ; statt hier zu echelonniren; die Tiefe von 27 Gliedern und die Front von 200 Mann, so dem Kartätschenfeuer preisgegeben; die entsetzlichen Lücken, welche die Kugeln in diese Massen rissen; die Angriffscolonnen außer Verbindung gebracht; die plötzlich in ihrer Flanke demaskirte Batterie; Bourgeois, Donzelot und Durutte gefährdet; Quiot zurückgeworfen; der Lieutenant Vieux, dieser Hercules aus der polytechnischen Schule, ist in dem Augenblicke verwundet, wo er mit Axthieben die Thür in La Haie-Sainte unter dem Feuer der englischen Barrikade einschlug; die Division Marcognet, zwischen der Infanterie und der Kavalerie gebracht, in mittelbarster Schußnähe aus dem Korn durch Best und Pack gefaßt, durch Ponsonby zusammengehauen; ihre Batterie von sieben Geschützen vernagelt; der Prinz von Sachsen-Weimar ungeachtet des Grafen Erlon in Frischemont und Smohain Stand haltend; die Fahne des 105. Regiments genommen;

der schwarze preußische Husar durch die Plänkler der fliegenden Colonne der 300 Chasseurs, welche zwischen Wavre und Plancenoit schwärmten, gefangen genommen; die beunruhigenden Dinge, welche diese Gefangenen mittheilten; die Zögerung Grouchy's; die 1500 Mann, welche binnen weniger als eine Stunde in dem Obstgarten von Hougomont getödtet wurden; die 1800 Mann, welche nach geringerer Zeit um La Haie-Sainte her fielen; alle diese stürmischen Ereignisse, welche gleich Wolken der Schlacht vor Napoleon vorüberflogen, hatten seinen Blick kaum getrübt und dieses Gesicht kaiserlicher Zuversicht verfinstert. Napoleon war daran gewöhnt, dem Kriege fest in das Auge zu sehen; er zählte nie ängstlich die einzelnen Ziffern; die einzelnen Punkte kümmerten ihn wenig, wenn nur die Summe lautete: Sieg; wenn der Anfang sich verwirrte, so beunruhigte ihn dies nicht, denn er glaubte Herr und Besitzer des Endes zu sein; er wußte zu warten, hielt sich selbst außer Frage und behandelte das Schicksal wie seines Gleichen. Er schien demselben zuzurufen: Du wirst es nicht wagen.

Halb Licht, halb Schatten fühlte Napoleon sich in dem Guten unterstützt und in dem Bösen geduldet. Er besaß oder glaubte eine Nachgiebigkeit, man könnte beinahe sagen, eine Mitschuld der Ereignisse zu besitzen, welche der Unverwundbarkeit gleichkommt.

Indeß wenn man hinter sich die Beresina, Leipzig und Fontainebleau hat, sollte man doch wohl Waterloo mißtrauen. Ein geheimnißvolles Stirnrunzeln wurde am Himmel sichtbar.

In dem Augenblick, als Wellington zurückwich, erbebte Napoleon. Er sah plötzlich die Hochebene von Mont Saint-Jean räumen und die Front der englischen Armee verschwinden. Sie sammelte sich, aber sie entzog sich ihm. Der Kaiser hob sich in den Steigbügeln in die Höhe, der Blitz des Sieges zuckte durch seine Augen.

Wenn Wellington in den Wald von Soignes gedrängt und vernichtet wurde, so war dies die endliche Niederwerfung Englands durch Frankreich; es war die Rache für Crécy, Poitiers, Malplaquet und Ramillies. Der Mann von Marengo verwischte Azincourt.

Der Kaiser, welcher den furchtbaren Schluß überlegte, ließ zum letzten Male sein Fernrohr über alle Punkte des Schlachtfeldes streifen. Seine Garden, welche mit Gewehr beim Fuß hinter ihm standen, beobachteten ihn von unten aus mit einer Art von Religion. Er dachte nach; er prüfte die Abdachungen, maß die Erhöhungen, schätzte die Gebüsche, die Kornfelder, die Fußpfade ab; er schien jedes Gesträuch zu zählen. Er betrachtete mit Ausdauer die englischen Barrikaden der beiden Chausseen, zwei breite Reihen von Bäumen, die der Chaussee von Genappe oberhalb La Haie-Sainte, besetzt mit zwei Kanonen, die einzigen der ganzen englischen Artillerie, welche auf die Sohle des Schlachtfeldes sehen konnten, und die der Chaussee von Nivelles, auf welcher die Bayonette der holländischen Brigade-Chassé blitzten. Er bemerkte neben dieser Barrikade die alte Kapelle von Saint-Nicolas, die weiß angestrichen war und die Ecke des Seitenwegs gegen Brain-l'Alleud bildete. Er beugte sich nieder und sprach zu dem Boten Lacoste. Der Bote machte eine verneinende Kopfbewegung, wahrscheinlich hinterlistig.

Der Kaiser richtete sich wieder auf und sammelte sich.

Wellington war zurückgewichen.

Es blieb nur noch übrig, dieses Zurückweichen durch eine Vernichtung zu vollenden.

Napoleon wendete sich rasch um und fertigte eine Stafette ab, um mit verhängtem Zügel nach Paris zu melden, daß die Schlacht gewonnen sei.

Napoleon war einer jener Geister, denen der Donner entrollt.

Er hatte seinen Blitz gefunden.

Er gab den Kürassieren von Milhaud Befehl, die Hochebene von Mont-Saint-Jean zu nehmen.

IX.

Das Unerwartete.

Es waren 3500 Mann. Sie bildeten eine Front von einer Viertel-Meile. Es waren Riesen auf Pferdecolossen. Sie zählten 26 Schwadronen und hatten hinter sich zu ihrer Unterstützung die Division Lefebvre-Desnouettes, die 600 Elite-Gensdarmen, die Chasseurs der Garde, 1197 Mann, sowie die Lanciers der Garde, 880 Lanzen. Sie trugen Helme ohne Roßschweife und Kürasse von geschlagenem Eisen, Sattelpistolen und lange Palasche. Am Morgen hatte die ganze Armee sie bewundert, als um neun Uhr die ganze Musik ertönen ließ: *Wachen wir über das Heil des Reichs*. Sie hatten sich in dichter Kolonne, eine ihrer Batterien in der Flanke, die andere im Centrum zweiter Reihe zwischen der Chaussee von Genappe und Frischemont aufgestellt und ihren Platz in der Schlachtordnung in der starken zweiten Linie eingenommen, die Napoleon so weise bildete und welche auf ihrem äußersten linken Flügel die Kürassiere von Kellermann, sowie auf dem äußersten rechten die Kürassiere von Milhaud, und so zu sagen zwei eiserne Flügel hatte.

Der Adjutant Bernard überbrachte ihnen den Befehl

des Kaisers. Ney zog den Säbel und setzte sich an die Spitze. Die gewaltigen Schwadronen geriethen in Bewegung.

Nun hatte man ein furchtbares Schauspiel.

Die ganze Kavallerie ritt mit geschwungenem Säbel, flatternden Standarten und schmetternden Trompeten, divisionsweise in Kolonnen geordnet, mit einer Bewegung wie ein einziger Mann und mit dem Drucke eines ehernen Widders, der eine Bresche stößt, den Hügel von Belle-Alliance hinab und in das furchtbare Thal, in dem schon so viele Menschen gefallen waren, verschwanden hier in dem Pulverdampfe, traten dann aus demselben hervor, erschienen wieder auf der andern Seite des Thales, noch immer dicht geschlossen, und ritten im scharfen Trabe durch eine Wolke von Kartätschenhagel hindurch, die Höhe zu der Hochebene von Mont-Saint-Jean hinauf. Sie drangen ernst, drohend und unverrückt vorwärts; in den Pausen zwischen dem Musketen- und dem Artilleriefeuer hörte man das riesige Stampfen der Hufe. Da sie zwei Divisionen waren, bildeten sie zwei Kolonnen; die Division Wathier war rechts, die Division Delord links. Man glaubte aus der Ferne gegen die Höhe zwei riesige stählerne Schlangen sich vorwärts bewegen zu sehen. Sie durchzogen die Schlachtlinie wie im Winde.

Etwas Aehnliches war nicht gesehen worden seit der Einnahme der großen Redoute an der Moskwa durch die schwere Kavallerie; Murat fehlte, aber Ney war auch hier. Jede Schwadron bewegte sich wie ein Ring des Polypen. Man bemerkte sie durch eine dichte Pulverwolke, die hier und dort zerriß.

Dieser Bericht scheint einem andern Zeitalter anzugehören. Etwas diesem Anblick Aehnliches zeigte sich ohne Zweifel in den alten Heldengedichten, welche von Centauren erzählen, jenen Titanen mit dem Oberleib eines Men-

schen und dem Körper eines Pferdes, die im Galopp den Olymp erstürmten, furchtbar, unverwundbar, erhaben, Götter und Thiere zugleich.

Ein eigenthümliches Zusammentreffen der Zahlen: 26 Bataillone empfingen diese 26 Schwadronen.

Hinter dem Saume der Hochebene im Dunkel der maskirten Batterieen wartete die englische Infanterie, in dreizehn Carrée's formirt, zwei Bataillone in jedem Carrée, und in zwei Linien aufgestellt, sieben Carrée's in der ersten, sechs in der zweiten, den Kolben an der Schulter, ruhig, stumm, regungslos auf das, was kommen würde. Sie sahen die Kürassiere nicht, die Kürassiere sahen sie nicht. Sie hörten diese Menschenfluth heraufstürmen; sie hörten die Verstärkung des Geräusches der 3000 Pferde, den wechselnden und symetrischen Hufschlag im scharfen Trabe, das Rasseln der Kürasse, das Klappern der Pallasche und eine Art lauten wilden Athems. Es entstand ein furchtbares Schweigen; dann zeigte sich plötzlich eine lange Reihe erhobener Arme, welche die Pallasche schwangen, über dem Saume der Anhöhe, und die Helme, die Trompeten, die Standarten und 3000 Menschen mit grauen Schnurrbärten riefen: Es lebe der Kaiser! Diese ganze Kavallerie debouchirte auf der Ebene und es war wie der Beginn eines Erdbebens.

Plötzlich ertönte auf dem linken Flügel der Engländer und auf unserm rechten von der Spitze der Kürassierkolonne ein Schreckensruf. Zu dem höchsten Punkte des Saumes der Hochebene gelangt, ganz der Wuth ihres Vernichtungsangriffes auf die Carrée's und die Kanonen hingegeben, erblickten die Kürassiere zwischen sich und den Engländern einen Graben, ein Grab. Das war der Hohlweg von Ohain.

Der Augenblick war entsetzlich. Die Schlucht war da, unerwartet, gähnend, steil unter den Füßen der Pferde, zwei bis drei Klaftern breit zwischen ihrem doppelten Rande. Das zweite Glied drängte das erste, das dritte drängte das

zweite; die Pferde bäumten sich, warfen sich zurück, fielen auf die Croupe, glitten mit den Füßen in der Luft hinab, rissen die Reiter mit sich fort; kein Mittel war, zurück zu weichen. Die ganze Kolonne glich einem einzigen Geschoß: die Gewalt, die angenommen worden war, um die Engländer zu vernichten, vernichtete die Franzosen; die unerbittliche Schlucht konnte nur dadurch genommen werden, daß sie ausgefüllt wurde; Reiter und Pferde rollten in wildem Gemenge hinab, sich gegenseitig zermalmend, nichts mehr bildend als einen Fleischhaufen in dem Abgrund, und als das Grab mit lebenden Menschen angefüllt war, ging der übrige Theil darüber hinweg. Beinahe ein Drittel der Brigade Dubois rollte in diesen Abgrund.

Hier begann der Verlust der Schlacht.

Eine Tradition jener Orte, welche offenbar übertreibt, sagt, daß 2000 Pferde und 1500 Mann von dem Hohlwege von Ohain verschlungen wurden. Diese Zahl begriff wahrscheinlich alle die anderen Leichen in sich, die man den Tag nach der Schlacht in diesen Hohlweg warf.

Napoleon hatte, ehe er den Angriff der Kürassiere von Milhaud befahl, das Terrain sorgfältig erforscht, allein er hatte den Hohlweg nicht bemerken können, der nicht einmal eine leise Erhöhung auf der Ebene bildete. Er war indeß; durch die kleine weiße Kapelle, welche den Ausgang desselben auf der Chaussee von Nivelles bezeichnet, hatte er wahrscheinlich in der Möglichkeit eines Hindernisses eine Frage an den Boten Lacoste gerichtet. Der Bote hatte mit Nein geantwortet. Man könnte beinahe sagen, daß aus diesem Kopfschütteln eines Bauern die Katastrophe Napoleons entsprang.

Noch andere verhängnißvolle Ereignisse sollten hinzukommen.

War es möglich, daß Napoleon diese Schlacht gewann?

Wir antworten darauf: nein. Weshalb? Wegen Wellington? Wegen Blücher? Nein. Gottes wegen.

Wäre Bonaparte bei Waterloo Sieger geblieben, so hätte dies nicht in die Gesetze des 19ten Jahrhunderts gepaßt. Es bereitete sich eine andere Reihenfolge von Thatsachen vor, bei denen Napoleon keinen Platz mehr fand. Die Böswilligkeit der Ereignisse hatte sich schon seit längerer Zeit angehäuft. Es war Zeit, daß dieser gewaltige Mann stürzte.

Das ungeheure Gewicht dieses Menschen in der Wagschale der menschlichen Geschicke störte das Gleichgewicht. Dieses Individuum zählte für sich allein mehr als das Ganze. Die Vollblütigkeit der ganzen menschlichen Lebenskraft in einen einzigen Kopf zusammengedrängt, wäre tödtlich für die Civilisation, wenn sie andauerte. Der Augenblick war für die unbestechliche Gerechtigkeit des Höchsten gekommen, einzuschreiten. Wahrscheinlich beklagten sich die Elemente, von denen die regelmäßigen Bewegungen in der moralischen und der materiellen Ordnung abhängen; das dampfende Blut, die Ueberfüllung der Kirchhöfe, die weinenden Mütter sind furchtbare Bittsteller. Wenn die Erde an Ueberlastung leidet, ertönt aus der Dunkelheit ein geheimnißvolles Seufzen, welches der Abgrund hört.

Napoleon war bei der Unendlichkeit angeklagt und sein Sturz beschlossen.

Er hemmte Gott.

Waterloo ist nicht eine Schlacht; es ist die veränderte Gestaltung der Welt.

X.

Die Hochebene von Mont-Saint-Jean.

Zu gleicher Zeit mit der Schlucht war auch die Batterie demascirt worden.

Sechszig Kanonen und die 13 Carrée's schmetterten ihr Feuer gegen die Kürassiere aus nächster Schußweite. Der unerschrockene General Delord grüßte militairisch die englische Batterie.

Die ganze fliegende Artillerie der Engländer war in Galopp in die Carrée's zurückgekehrt. Die Kürassiere gewannen nicht einmal die Zeit zu einem Halt. Der verhängnißvolle Hohlweg hatte sie decimirt, doch nicht entmuthigt. Sie gehörten zu den Menschen, welche, an Zahl veringert, desto großherziger werden.

Die Colonne Wathier allein hatte durch den Angriff gelitten; die Colonne Delord, welche Ney, als ahnte er den Hinterhalt, links gezogen hatte, war ganz an das Ziel gelangt.

Die Kürassiere stürzten sich auf die englischen Carrée's.

Im vollsten Lauf mit verhängten Zügeln, den Pallasch zwischen den Zähnen, die Pistole in der Faust, so war der Angriff. Es giebt in den Schlachten Augenblicke, in welchem die Seele den Menschen so verhärtet, daß sie den Soldaten in eine Bildsäule verwandelt, in welchem all das Fleisch zu Granit wird. Die englischen Bataillone rührten sich nicht, obgleich sie wüthend angegriffen wurden.

Das war entsetzlich.

Alle Fronten der englischen Carrée's wurden zugleich angegriffen. Ein wahnsinniger Wirbel hüllte sie ein. Die eisige

Infanterie blieb regungloslos. Das erste Glied, das Knie am Boden, empfing die Kürassiere mit den Bajonetten und das zweite Glied schoß sie nieder; hinter dem zweiten Gliede ladeten die Kanoniere ihre Geschütze, die Fronte des Carrée's öffnete sich, ließ einen Hagel von Kartätschen hindurch und schloß sich wieder. Die Kürassiere antworteten dadurch, daß sie Alles vor sich niederwarfen. Ihre gewaltigen Pferde bäumten sich, hieben in die Glieder, sprangen über die Bajonette fort und stürzten riesenmäßig in die Mitte der vier lebenden Mauern. Die Kugeln bohrten Lücken in die Kürassiere, die Kürassiere hieben Breschen in die Carrée's. Ganze Reihen von Menschen verschwanden, niedergetreten durch die Pferde. Die Bajonette bohrten sich ein in die Körper dieser Centauren. So entstanden entsetzliche Wunden, wie man sie vielleicht niemals irgend wo anders sah. Die Carrée's, welche durch diese wahnsinnige Kavallerie niedergetreten wurden, bildeten sich neu, ohne zu wanken. Unerschöpflich in dem Kartätschenfeuer, antworteten sie den Angreifenden. Das Aussehen dieses Kampfes war gräßlich, die Carrée's glichen nicht mehr Bataillonen, sondern feuerspeienden Kratern; die Kürassiere waren nicht mehr eine Kavallerie, sondern ein Orkan. Jedes Carré war ein Vulkan, angegriffen durch eine Staubwolke; die Lava bekämpfte den Blitz.

Das Carré des äußersten rechten Flügels, das von allen am meisten gefährdete, wurde durch die ersten Angriffe beinahe vernichtet. Der Dudelsackbläser in der Mitte des Carré's senkte, während man sich rings um ihn her vernichtete, mit vollkommener Gleichgültigkeit sein melancholisches Auge, in welchem die Wälder und die See'n seiner Berge sich spiegelten, und auf einer Trommel sitzend, seinen Dudelsack unter dem Arme, spielte er die Melodien seiner Heimath. Diese Schotten starben, sich an Ben Lothian erinnernd, wie die Griechen bei dem Andenken an Argos.

Der Pallasch eines Kürassiers machte dem Gesang, indem er zugleich den Dudelsack und den Arm, der ihn hielt, zerhieb, ein Ende, indem er den Sänger tödtete.

Die Kürassiere im Verhältniß nicht sehr zahlreich und durch die Katastrophe bei dem Hohlwege noch mehr verringert, hatten hier beinahe die ganze englische Armee gegen sich; aber sie vervielfältigten sich so, daß jeder Mann für zehn stand. Indessen wichen einige hannöversche Bataillone. Wellington sah es und dachte an seine Kavallerie. Wenn Napoleon in eben diesem Augenblick an seine Infanterie gedacht hätte, würde er die Schlacht gewonnen haben. Dieses Vergessen war sein großer verhängnißvoller Fehler.

Plötzlich fühlten die angreifenden Kürassiere sich selbst angegriffen. Die englische Kavallerie saß ihnen auf dem Nacken. Vor sich die Carrée's, hinter sich Somerset; Somerset das waren die 1400 Gardedragoner. Somerset hatte zu seiner Rechten Dörnberg mit den deutschen Chevauxlegers und zu seiner Linken Trip mit den belgischen Karabiniers; die Kürassiere, welche in beiden Seiten und von vorn, sowie im Rücken durch Infanterie und Kavallerie angegriffen wurden, mußten nach allen Seiten Front machen. Was kümmert sie das? Sie waren in einem Wirbel. Die Tapferkeit wurde unaussprechlich.

Außerdem hatten sie hinter sich die Batterie, welche noch immer donnerte. Dies war nöthig, damit diese Leute im Rücken verwundet werden konnten. Einer ihrer Kürasse, der auf der linken Seite von einer Kartätschenkugel durchbohrt ist, befindet sich in dem Museum von Waterloo.

Für solche Franzosen waren solche Engländer erforderlich.

Es war kein Handgemenge mehr, sondern ein wildes, wüthendes Gewirr, ein Schwindel, welcher die Seelen und den Muth mit sich fortriß, ein Sturmwind mit Säbelblitzen. In einem Nu waren die 1400 Gardedragoner nur noch 800.

Fuller, ihr Oberstlieutenant, fiel. Ney eilte mit den Lanciers und Chasseurs von Lefebre-Desnouettes herbei. Die Hochebene von Mont-Saint-Jean wurde genommen, wieder genommen und nochmals genommen. Die Kürassiere verließen die Kavallerie, um zu der Infanterie zurückzukehren, oder, richtiger gesagt, das ganze furchtbare Gemenge verschlang sich in einander, ohne daß Einer den Andern losließ. Die Carrée's hielten noch immer Stand. Es fanden zwölf Angriffe statt. Ney wurden vier Pferde unter dem Leibe erschossen. Die Hälfte der Kürassiere deckte den Boden. Dieser Kampf dauerte zwei volle Stunden.

Die englische Armee wurde dadurch erschüttert. Es ist kein Zweifel, daß, wenn die Kürassiere in dem ersten Angriffe nicht durch das Unglück bei dem Hohlwege geschwächt worden wären, sie das Centrum der Engländer durchbrochen und den Sieg entschieden haben würden. Diese ausgezeichnete Kavallerie machte Clinton, welcher Talavera und Badajoz gesehen hatte, erstarren. Wellington, welcher schon zu drei Viertheilen besiegt war, zollte seinem Feinde eine heldenmüthige Bewunderung. Mit leiser Stimme sagte er: Erhaben! Die Kürassiere vernichteten sieben Carrée's von dreizehn, nahmen oder vernagelten sechszig Geschütze, und eroberten von den englischen Regimentern sechs Fahnen, welche drei Kürassiere und drei Chasseurs der Garde dem Kaiser vor dem Pachthofe von Belle-Alliance überbrachten.

Die Lage Wellington's hatte sich verschlimmert. Diese eigenthümliche Schlacht glich einem Zweikampfe zwischen zwei erbitterten Verwundeten, von denen jeder seinerseits, indem er fortkämpft und Widerstand leistet, all sein Blut verliert. Welcher von beiden wird zuerst niedersinken?

Der Kampf auf der Hochebene währte fort.

Wie weit würden die Kürassiere gekommen sein? Niemand vermochte dies zu sagen. Gewiß ist, daß am Tage nach der Schlacht ein Kürassier und sein Pferd todt in dem

Zimmerwerke der Frachtfuhrwaage von Mont-Saint-Jean gefunden wurde, auf dem Punkte, wo die vier Straßen von Nivelles, Genappe, La Hulpe und Brüssel sich kreuzen. Dieser Reiter hatte die englischen Linien durchbrochen. Einer der Leute, welche die Leiche aufhoben, lebt noch jetzt in Mont-Saint-Jean. Er heißt Dehaze. Er war damals 18 Jahre alt.

Wellington fühlte, daß er sank. Die Krisis war nahe.

Den Küraßsieren war ihr Angriff nicht gelungen, in sofern das Centrum nicht durchbrochen wurde. Alle Welt hatte die Hochebene im Besitz, und Niemand besaß sie, im Ganzen aber blieb der größte Theil derselben den Engländern. Wellington hatte das Dorf und den höchsten Theil der Ebene. Ney besaß nur den Gipfel und den Abhang. Von beiden Seiten schien man in diesem verhängnißvollen Boden eingewurzelt zu sein.

Allein die Ermattung der Engländer war kaum zu heben. Der Blutverlust dieser Armee war entsetzlich. Kempt verlangte auf dem linken Flügel Verstärkung. — „Es giebt keine," antwortete Wellington; „er soll sich tödten lassen."

Beinahe in demselben Augenblick, eine eigenthümliche Uebereinstimmung, welche die Erschöpfung der beiden Armeen zeigte, verlangte Ney Infanterie von Napoleon, und Napoleon rief aus: „Infanterie!" Wo will er, daß ich sie hernehmen soll? Soll ich welche machen?

Indeß war die englische Armee die kränkere. Die wüthenden Angriffe der gewaltigen Schwadronen mit eisernem Küraße und stählerner Brust hatten die Infanterie zermalmt. Einige Mannschaft, welche eine Fahne umgaben, bezeichneten die Stelle eines Regiments; manches Bataillon wurde nur noch von einem Capitain oder Lieutenant commandirt; Die Division Alten, schon bei La Haie-Sainte so sehr mißhandelt, war beinahe aufgerieben; die unerschrockenen

Belgier der Brigade van Kluze lagen auf dem Roggen längs der Straße von Nivelles; es war fast nichts mehr von den holländischen Grenadieren übrig, welche 1811 in unsern Reihen Wellington bekämpften, und die 1815 mit den Engländern vereinigt gegen Napoleon fochten. Der Verlust an Officieren war sehr beträchtlich. Lord Uxbridge, der am nächsten Tage sein Bein beerdigen ließ, war das Knie zerschmettert. Wenn auf der Seite der Franzosen bei diesem Kampfe der Kürassiere Delord, L'Heritier, Colbert, Dnop, Travers und Blancard kampfunfähig waren, so war dagegen auf Seite der Engländer Alten verwundet, Barne verwundet, Delancey getödtet, van Meeren getödtet, Ompteda getödtet, der ganze Generalstab Wellington's decimirt, und England hatte den schlechtesten Theil bei diesem blutigen Reigen davon getragen.

Das zweite Fußgarderegiment hatte fünf Oberstlieutenants, vier Capitaine und drei Fähnriche verloren; das erste Bataillon des 30. Infanterieregiments hatte vierundzwanzig Offiziere und hundertzwölf Soldaten eingebüßt; von dem 79. Hochländerregiment waren vierundzwanzig Offiziere verwundet, achtzehn Offiziere todt und vierhundertfünfzig Soldaten ebenfalls todt. Das hannöversche Husarenregiment Cumberland, ein ganzes Regiment, welches an seiner Spitze seinen Obersten Hacke hatte, der später gerichtet und cassirt wurde, machte Kehrt vor dem Gemetzel und entfloh in den Wald von Soignes, die Straße bis Brüssel mit Flüchtlingen bedeckend. Die Karren, die Bagagewagen, die Munitionswagen, welche mit Verwundeten angefüllt waren, suchten, wie die Franzosen Terrain gewonnen, sich dem Walde zu nähern und vertieften sich in denselben; die Holländer, die durch die französische Kavallerie niedergehauen wurden, schrieen Alarm! von Vert-Coucon bis nach Groenendael auf einer Strecke von beinahe zwei Meilen in der Richtung gegen Brüssel fand nach Aussage von noch lebenden Augen-

zeugen eine Ueberhäufung von Flüchtlingen statt. Dieser panische Schrecken war so groß, daß es den Prinzen von Condé in Mecheln und Ludwig XXIII. in Gent ergriff. Mit Ausnahme der schwachen Reserve, die hinter dem Feldlazareth aufgestellt war, welches in dem Pachthofe von Mont Saint Jean sich befand und der Brigaden Vivian und Vandeleur, welche seinen linken Flügel deckten, hatte Wellington keine Kavallerie mehr. Eine Menge Batterien waren demontirt. Diese Thatsachen hat Siborne gestanden, und Pringle, der die Niederlage übertreibt, geht so weit, zu behaupten, daß die anglo-holländische Armee auf vierunddreißigtausend Mann zusammengeschmolzen sei. Der eiserne Herzog blieb ruhig, aber seine Lippen waren leichenblaß. Der österreichische Commissär Viment und der spanische Commissär Alava, die der Schlacht in dem englischen Generalstabe beiwohnten, hielten den Herzog für verloren. Um fünf Uhr zog Wellington seine Uhr und man hörte ihn die finstern Worte murmeln: „Blücher oder die Nacht!"

In diesem Augenblick ungefähr funkelte in der Ferne eine Linie von Bajonetten auf den Höhen gegen Frischemont.

Hier ist der Wendepunkt dieses Riesendramas.

XI.

Ein schlechter Führer für Napoleon, ein guter Führer für Bülow.

Man kennt den verhängnißvollen Irrthum Napoleon's; Grouchy wurde erwartet, und Blücher kam; der Tod statt des Lebens.

Das Geschick hat dergleichen Wendungen; man erwartete den Thron der Welt; man erblickte St. Helena.

Wenn der kleine Hirt, der Bülow, dem General Blücher's, zum Führer diente, ihm gerathen hätte, aus dem Walde oberhalb Frischemont, statt unterhalb Plancenoit, zu debouchiren, so würde die Gestaltung des 19. Jahrhunderts vielleicht ganz anders sein. Napoleon hätte dann die Schlacht von Waterloo gewonnen. Auf jedem andern Wege als unterhalb Plancenoit gelangte die preußische Armee zu einer Schlucht, welche für die Artillerie ungangbar war, und Bülow kam dann nicht an.

Der preußische General Müffling aber hat erklärt, daß durch eine einzige Stunde der Zögerung Blücher Wellington nicht mehr aufrecht gefunden haben würde. Die Schlacht wäre verloren gewesen.

Wie man sieht, war es die höchste Zeit, daß Bülow kam. Uebrigens war er sehr aufgehalten worden. Er hatte bei Dion-le-Mont bivouacquirt und war mit dem frühesten Morgen aufgebrochen. Allein die Wege waren ungangbar, und seine Divisionen versanken im Koth. Die Kanonen schnitten tief in die Geleise ein. Außerdem hatte er auf der Straße von Wavre über die Dyle gehen müssen, die Straße, die zu der Brücke führte, war durch die Franzosen in Brand gesteckt; die Munitionswagen der Artillerie konnten nicht zwischen den zwei brennenden Häuserreihen hindurchfahren, und mußten warten, bis der Brand gelöscht war. Schon war es Mittag, und noch hatte die Avantgarde Bülow's Chapelle St. Lambert nicht erreichen können.

Wäre der Kampf zwei Stunden früher begonnen worden, so wäre er um vier Uhr beendigt gewesen, und Blücher dann auf die von Napoleon gewonnene Schlacht getroffen. So sind die ungeheuren Zufälle, die im Verhältniß zu einem Ende stehen, welches uns nicht klar ist.

Schon am Mittag hatte der Kaiser mit seinem Fern-

rohre am äußersten Horizonte etwas erblickt, das seine Aufmerksamkeit fesselte. Er sagte: „Ich bemerke dort eine Wolke, von der es mir scheint, als wären es Truppen.“ Dann fragte er den Herzog von Dalmatien. — „Soult, was sehen Sie in der Richtung von Chapelle St. Lambert?“ — Der Marschall richtete sein Fernrohr auf den bezeichneten Punkt und antwortete: „Vier- bis fünftausend Mann, Sire, offenbar Grouchy.“ Indessen blieb der Gegenstand regungslos in der Dämmerung. Alle Fernröhre des Generalstabes erforschten die Wolke, welche der Kaiser bezeichnet hatte. Einige sagten: „Das sind Colonnen, welche Halt machen.“ Die Meisten meinten: „Das sind Bäume.“ Die Wahrheit ist, daß die Wolke sich nicht regte. Der Kaiser hatte gegen diesen Punkt die leichte Kavallerie-Division Domon auf Recognoscirung gesendet.

Bülow rührte sich in der That nicht. Seine Avantgarde war sehr schwach und vermochte nichts auszurichten. Er mußte das Gros seines Armeecorps erwarten, und hatte Befehl, sich zu concentriren, ehe er in die Schlachtlinie einrückte; aber um fünf Uhr sah Blücher die Gefahr Wellington's, und befahl Bülow, anzugreifen, indem er die bemerkenswerthen Worte sagte: „Man muß der englischen Armee Luft machen.“

Kurze Zeit darauf deployirten die Divisionen Losthin, Hiller, Hacke und Ryssel vor dem Corps Lobau's; die Kavallerie des Prinzen Wilhelm von Preußen debouchirte aus dem Gehölz, Plancenoit stand in Flammen, und die preußischen Kugeln begannen bis in die Reihen der Garde zu fallen, die in Reserve hinter Napoleon stand.

XII.

Die Garde.

Das Uebrige weiß man; das Auftreten einer dritten Armee; die Schlacht in andere Verhältnisse gebracht; sechsundachtzig Feuerschlünde plötzlich donnernd, Pirch I. mit Bülow herankommend, die Kavallerie von Ziethen, geführt durch Blücher in eigener Person, die Franzosen zurückgedrängt, Marcognet fortgeschleppt von der Ebene von Ohain, Durutte verdrängt aus Papelotte, Donzelot und Quiot zurückweichend, Lobau in die Flanke genommen, eine neue Schlacht bei Anbruch der Nacht sich auf unsere erschöpften Regimenter werfend, die ganze englische Schlachtlinie die Offensive wieder ergreifend und vorwärts drängend, die riesige Lücke in der französischen Armee, der englische und der preußische Kartätschenhagel einander unterstützend, Vernichtung, Niederlage in der Front, Niederlage in der Flanke, die Garde unter diesem furchtbaren Zusammenbrechen in die Schlachtlinie einrückend.

Da sie fühlte, daß sie sterben würde, rief sie: „Es lebe der Kaiser!" Die Geschichte hat nichts Rührenderes, als diesen Todeskampf, der in Jubelgeschrei ausbrach.

Der Himmel war den ganzen Tag über bedeckt gewesen. Plötzlich in eben diesem Augenblick — es war acht Uhr Abends — trennten sich die Wolken am Horizont und ließen durch die Ulmen auf der Straße von Nivelles die große rothe Scheibe der untergehenden Sonne erblicken. Bei Austerlitz hatte man sie aufgehen sehen.

Jedes Bataillon der Garde wurde zu dieser Entwicklung von einem General commandirt. Friant, Michel, Ro=

guet, Harlet, Mallet, Poret von Moran waren dort. Als die hohen Grenadiermützen der Garde mit dem großen Adlerschilde erschienen, symmetrisch in gerader Linie ruhig in die Dämmerung dieses Gemetzels eintretend, empfand der Feind Achtung vor Frankreich; man glaubte zwanzig Siege mit entfalteten Flügeln das Schlachtfeld betreten zu sehen, und die, welche Sieger gewesen waren, hielten sich besiegt und wichen zurück; allein Wellington schrie: „Auf, Garden, und zielt scharf!“ Das rothe Regiment der englischen Garde, welches hinter den Hecken verborgen lag, sprang auf, und ein Kugelregen durchbohrte die dreifarbige Fahne, schlug um unsere Adler nieder, Alle stürzten sich vorwärts, und das letzte Blutbad begann. Die Kaiserliche Garde fühlte in der Dunkelheit, wie die Armee rings um sie her wich, sie erkannte die Erschütterung der Niederlage, sie hörte das: „Rette sich, wer kann!“ welches an die Stelle des: „Es lebe der Kaiser!“ getreten war. Aber bei der Flucht hinter sich drang sie weiter vor, immer mehr und mehr niedergeschmettert, und bei jedem Schritte, den sie that, in größerer Zahl fallend. Es gab keine Zögernden, keine Schüchternen! Jeder Soldat in dieser Truppe war ebensosehr ein Held wie der General. Kein Mann entzog sich dem Selbstmord.

Ney, der außer sich war, groß durch die Größe des Todes, den er suchte, bot sich in diesem Gemetzel jedem Schuße. Es wurde ihm das fünfte Pferd unter dem Leibe erschossen. In Schweiß gebadet, die Augen flammend, Schaum auf den Lippen, die Uniform aufgeknöpft, eins seiner Epaulettes halb abgehauen durch den Säbelhieb eines Horseguards, sein Orden als Großadler zusammengedrückt durch eine Kugel, blutend, roth bespritzt, erhaben, den zerbrochenen Säbel in der Hand schwingend rief er: „Kommt, um zu sehen, wie ein Marschall von Frankreich auf dem Schlachtfelde stirbt!“ Aber vergebens; er stirbt nicht. Er war wild und erbittert. Er rief Drouet

d'Erlon die Frage zu: „Lässest Du Dich nicht tödten?" In der Mitte des Kanonenfeuers, das eine Handvoll Menschen niederschmetterte, rief er aus: „Giebt es denn hier nichts für mich." Ha, ich möchte, daß alle diese englischen Kugeln mir in den Leib führen!"

Du warst für französische Kugeln vorbehalten, Unglücklicher!

XIII.

Die Katastrophe.

Die Niederlage im Rücken der Garde war furchtbar. Die Armee wich plötzlich auf allen Seiten zugleich zurück, von Hougomont, La Haie-Sainte, von Papelotte, von Plancenoit, dem Rufe: „Verrath!" folgte der Ruf: „Rette sich, wer kann!"

Eine Armee, die sich auflöst, ist ein Thauwetter. Alles beugte sich, sank zusammen, krachte, schwamm, rollte, fiel, stieß sich, eilte fort, stürzte übereinander. Unerhörte Auflösung. Ney borgte sich ein Pferd, sprang hinauf, und ohne Hut, ohne Halsbinde, ohne Degen sprengte er auf die Chaussee nach Brüssel und hielt die Engländer und die Franzosen zugleich auf. Er strebte die Armee zum Stehen zu bringen, rief sie zurück, beschimpfte sie, klammerte sich an die Niederlage an. Er wurde überfluthet. Die Soldaten flohen ihn, indem sie riefen: „Es lebe der Marschall Ney!" Zwei Regimenter von Durutte eilten voll Entsetzen hin und her,

wie einander zugeschleudert durch die Säbel der Uhlanen und das Gewehrfeuer der Brigaden Kempt, Best, Pack und Rylandt; das schlimmste Gemetzel ist die Niederlage; Freunde tödten sich unter einander um zu fliehen; Schwadronen und Bataillone sprengen sich untereinander, ein furchtbarer Schaum der Schlacht. Lobau auf dem einen äußersten Ende und Reille auf dem andern, werden von der Fluth mit fortgerissen. Vergebens bildet Napoleon Mauern aus dem, was ihm von der Garde bleibt; vergebens verwendet er zu einer letzten Anstrengung die Schwadronen, die bei ihm den persönlichen Dienst haben. Quiot weicht vor Vivian zurück, Kellermann vor Vandeleur, Lobau vor Bülow, Morand vor Pirch, Doumon und Subervic vor den Prinzen Wilhelm von Preußen. Guyot, der die Schwadronen des Kaisers zum Angriff geführt hat, fällt unter den Hufen der englischen Dragoner. Napoleon sprengt im Galopp an den Flüchtlingen hin, redet sie an, droht ihnen, beschwört sie. Jeder Mund, der am Morgen rief: „Es lebe der Kaiser!“ bleibt offen; kaum erkennt man ihn. Die preußische Kavallerie, so eben erst eingetroffen, sprengt an, fliegt, säbelt nieder, haut im Rücken, tödtet, vernichtet. Die Bespannungen entfliehen, die Kanonen retten sich; die Soldaten des Trains spannen die Pferde von den Wagen und entfliehen auf den Pferden, die Munitionswagen versperren, umgestürzt, mit den vier Rädern in der Luft, die Straße, und geben Veranlassung zu neuem Gemetzel. Man vernichtet sich, man wirft sich nieder, man schreitet über die Todten und über die Lebenden hinweg. Die Arme erlahmen, eine vom Schwindel erfaßte Menge erfüllt die Straßen, die Fußpfade, die Brücken, die Ebenen, die Hügel, die Thäler, die Gehölze, welche durch diese Flucht von vierzigtausend Menschen angehäuft werden. Geschrei, Verzweiflung. Tornister und Gewehre in das Korn geworfen, mit Säbelhieben den Durchweg gebahnt, keine Kameraden, keine Officiere,

keine Generäle mehr, ein unaussprechliches Entsetzen. Blücher säbelte Frankreich nach Herzenslust nieder. Die Löwen waren rege geworden. So zeigte sich diese Flucht.

In Genappe versuchte man Halt und Kehrt zu machen. Lobau sammelte dreihundert Uhlanen. Man verbarricadirte den Eingang des Dorfes, allein bei der ersten preußischen Kartätschenlage ergriff Alles wieder die Flucht und Lobau wurde gefangen genommen. Man erkennt noch jetzt diesen Kartätschenhagel auf dem alten Giebel einer Hütte, rechts der Straße, einige Minuten vor dem Eingang in Genappe. Die Preußen drangen in Genappe ein, wüthend ohne Zweifel darüber, so wenig Sieger zu sein. Die Verfolgung war entsetzlich. Blücher gebot die Vernichtung. Roguet hatte das blutige Beispiel gegeben, jeden französischen Grenadier, der ihm einen gefangenen Preußen bringen würde, mit dem Tode zu bedrohen. Blücher übertraf noch Roguet. Der General der jungen Garde Duhesme, gegen die Thür eines Wirthhauses in Genappe gedrängt, übergab seinem Degen einem schwarzen Husaren, der den Degen nahm, und den Gefangenen tödtete. Der Sieg wurde durch die Ermordung der Besiegten vollendet. Züchtigen wir, da wir die Geschichte sind: der alte Blücher entehrte sich. Diese Grausamkeit brachte die Niederlage auf den höchsten Gipfel. Die verzweiflungsvolle Flucht durchzog Genappe, Quatre-Bras, Sombreffe, Frasnes, Thuin, Charleroi, und machte erst an der Grenze Halt. Ach, was floh aber auf solche Weise? Die große Armee!

Dieser Taumel, dieser Schrecken, dieser Sturz von der höchsten Tapferkeit, die jemals die Geschichte in Staunen versetzte; ist das alles ohne Ursache? Nein: der Schatten einer ungeheuren Hand hält auch Waterloo. Es ist das der Tag des Schicksals. Die Macht, die über dem Menschen steht, hat diesen Tag herbeigeführt. Daher die Verwirrung der Sinne; daher so viele große Seelen, welche

ihre Degen überlieferten. Die, welche Europa besiegt hatten, sanken selbst besiegt nieder, hatten nichts mehr zu sagen, noch zu thun, fühlten eine furchtbare Nähe. Hoc erat in fatis. Dieser Tag hat die Aussichten des Menschengeschlechts verwandelt. Waterloo ist der Wendepunkt des 19. Jahrhunderts. Das Verschwinden des großen Mannes war nothwendig zu dem Anbruch des großen Jahrhunderts. Jemand dem man nichts entgegengesetzt, hat dies übernommen. Der panische Schrecken der Helden erklärt sich dadurch. In der Schlacht von Waterloo gab es mehr als eine Wolke, es war ein Meteor. Gott fuhr über sie hin.

Bei Anbruch der Nacht ergriffen auf einem Felde in der Nähe von Genappe Bernard und Bertrand bei einem Zipfel seines Ueberrocks einen Mann, der finster, nachdenkend, fortgerissen bis hierher durch den Strom der Flucht, vom Pferde gestiegen war, den Zügel desselben unter den Arm genommen hatte und mit irrem Blick sich allein gegen Waterloo wendete. Es war Napoleon, der es noch einmal versuchte, vorwärts zu gehen, der ungeheure Traumwandler dieses zusammengestürzten Traumes.

XIV.

Das letzte Carré.

Einige Carréc's der Garde, welche regungslos in der Strömung der Niederlage standen, wie Felsen in dem tobenden Wasser, schossen bis zur Nacht. Die Nacht kam,

der Tod auch, sie erwarteten diesen doppelten Schatten, und ließen sich unerschütterlich von demselben einhüllen. Jedes Regiment getrennt vom andern und ohne irgend ein Band der überall auseinander gesprengten Armee, starb für seine eigne Rechnung. Sie hatten zu diesem letzten Angriffe theils auf den Höhen von Rossomme, theils auf der Ebene von Mont-Saint-Jean Position gefaßt. Hier verlassen und besiegt, starben diese Carrée's auf eine furchtbare Weise. Ulm, Wagram, Jena, Friedland starben in ihnen.

In der Dämmerung um neun Uhr Abends blieb am Fuße der Ebene von Mont-Saint-Jean noch eins übrig. In diesem verhängnißvollen Thale, am Fuße der Höhe, welche die Kürassiere erstürmt hatten, jetzt überschwemmt durch die Massen der Engländer, unter dem concentrirten Feuer der siegreichen feindlichen Artillerie, kämpfte dieses Carré noch immer fort. Es wurde von einem unbekannten Offizier, Namens Cambronne, commandirt. Bei jeder Salve verminderte sich das Carré, aber es erwiderte das Feuer. Es erwiderte den Kartätschenhagel durch Flintenkugeln, und zog fortwährend seine vier Mauern näher zusammen. In der Ferne hörten die Flüchtlinge, die einen Augenblick athemlos stehen blieben, durch die Dunkelheit diesen finstern sich vermindernden Donner.

Als diese Legion nur noch eine Hand voll Menschen war, ihre Fahne nur noch ein Fetzen, ihre Gewehre nur noch Stöcke, als der Haufen der Leichen größer war wie die Zahl der Ueberlebenden, entstand unter den Siegern eine Art heiligen Schreckens um diese erhabenen Sterbenden und die englische Artillerie schwieg athemschöpfend. Es war eine Art von Ruhepunkt. Die Kämpfer hatten ringsum sich her ein Gewirr von Gespenstern, Umrisse von Menschen zu Pferde, das schwarze Profil der Kanonen; das Riesengesicht des Todes, welches die Helden stets durch den Dampf der Schlachten erblicken, schritt auf sie zu und sah

sie an. Sie konnten in der Dämmerung hören, daß man die Geschütze wieder ladete; die brennenden Lunten glichen den Augen eines Tigers durch die Nacht blitzend, bildeten einen Kreis über ihren Köpfen; alle Luntenstöcke der englischen Batterie näherten sich den Kanonen, da empfand ein englischer General Colville nach der Angabe der Einen, Maitland nach Andern, Mitleid und da er den entscheidenden Augenblick über den Häuptern dieser Männer schweben sah, rief er ihnen zu: „tapfere Soldaten, ergebt Euch!“

Cambronne antwortete: „Merde!“

XV.

Cambronne.

Der Leser will geschont sein, und das schönste Wort, welches vielleicht je ein Held sprach, darf daher nicht wiederholt werden.

Auf unsere Gefahr übertreten wir dieses Verbot.

Unter diesen Helden also war ein Titan, Cambronne.

Das Wort sprechen und dann sterben, was konnte es Schöneres geben! Denn es hieß sterben, es zu wollen, und es ist nicht die Schuld dieses Mannes, wenn er, mit Kartätschen überschüttet, sie überlebte.

Der Mann, der die Schlacht von Waterloo gewann, ist nicht Napoleon auf der Flucht, ist nicht Wellington, der bei Quatre-Bras wich, als er um fünf Uhr verzweifelte, es ist nicht Blücher, der sich nicht schlug; der Mann, der die Schlacht bei Waterloo gewann, ist Cambronne.

Ein solches Wort dem Donner, durch den man getödtet wird, entgegenschleudern, heißt siegen.

Diese Antwort der Katastrophe geben, so etwas dem Schicksal sagen, dem künftigen Löwen diese Basis geben, diese Entgegnung in den Regen der Nacht schleudern gegen die verrätherischen Mauern von Hougomont, gegen den Hohlweg von Ohain, gegen die Zögerung Grouchy's, gegen die Ankunft Blücher's, ist die Ironie im Grabe, so daß man noch aufrecht bleibt, nachdem man gefallen ist. Es heißt in diesen beiden Silben die europäische Coalition ertränken, den König jene schon bekannten Senkgruben Cäsar's bieten, das letzte der Worte zum ersten machen, indem man den Blitz Frankreichs hineinmischt, auf unverschämte Weise Waterloo durch den Fastnachts-Dienstag beendigen, Leonidas durch Rabelais vervollständigen, diesen Sieg in ein Wort zusammenfassen, das sich nicht aussprechen läßt, den Boden verlieren und die Geschichte bewahren, nach diesem Blutbad die Lacher für sich haben — es ist etwas Ungeheures.

Es heißt den Blitz beschimpfen. Es erreicht die Größe des Aeschylus.

Das Wort Cambronne's macht die Mitwirkung eines Bruches und es ist der Bruch einer Brust, die durch Verachtung gesprengt wird; es ist das Uebermaß des Todeskampfes, welches ausbricht. Wer hat gesiegt? Ist es Wellington? Nein. Ohne Blücher war er verloren. Ist es Blücher? Nein. Hätte Wellington nicht angefangen, so hätte Blücher nicht zu Ende kommen können. Dieser Cambronne, dieser Durchreisende der letzten Stunde, dieser unbekannte Soldat, dieser unendlich Kleine des Krieges, fühlt, daß eine doppelt schmerzliche Lüge in der Katastrophe liegt, und in dem Augenblick, wo er vor Wuth darüber ausbricht, bietet man ihm wie einen Spott das Leben! Wie soll er da nicht außer sich gerathen. Sie sind hier, alle die Könige Europa's, die glücklichen Generale, die donnernden Jupiters,

sie haben hunderttausend siegreiche Soldaten und hinter den hunderttausend eine Million, ihre Kanonen gähnen mit angezündeten Lunten; sie haben unter ihren Fersen die kaiserliche Garde und die große Armee; sie haben Napoleon vernichtet, und es bleibt nur noch Cambronne übrig; es ist Niemand mehr da, zu protestiren, als dieser Wurm. Und er wird protestiren. Da sucht er nach einem Worte, wie man nach einem Schwerte greift. Schaum tritt ihm vor den Mund, und dieser Schaum ist das Wort; vor diesem wunderbaren und mittelmäßigen Siege, vor diesem Siege ohne Sieger richtet der Verzweifelnde sich stolz empor: er erliegt dem Ungeheuren, aber er zeigt das Nichtige desselben, er thut noch mehr, als es anzuspeien, erdrückt durch die Zahl, durch die Gewalt und durch die Materie, findet er in seiner Seele einen Ausdruck, einen Auswurf. Wir wiederholen es, das zu sagen, das zu thun, das zu finden, heißt der Sieger sein.

Der Geist der großen Tage erfüllte Wesen unbekannter Menschen in der verhängnißvollen Secunde. Cambronne fand den Ausdruck für Waterloo, wie Rouget de l'Isle die Marseillaise erfand, durch eine Heimsuchung eines göttlichen Athems. Ein Strom des himmlischen Sturmes löste sich ab und durchfuhr diese Männer, und sie erbebten, und der andere stieß einen furchtbaren Schrei aus. Dieses Wort titanischer Verachtung schleuderte Cambronne nicht nur Europa im Namen des Kaiserreichs hin, denn das wäre wenig gewesen; er schleuderte es im Namen der Vergangenheit. Man hörte es und erkannte in Cambronne die alte Seele der Riesen. Es scheint als sei es Danton, der spricht, oder Kleber, der brüllt.

Auf das Wort Cambronne's antwortete die Stimme des Engländers: Feuer! Die Batterien blitzten, der Hügel erbebte, aus allen diesen ehernen Schlünden strömte ein letzter entsetzlicher Kartätschenhagel; ein dichter Dampf,

weiß gefärbt durch den aufgehenden Mond, rollte dahin, und als er verschwunden war, blieb nichts mehr zurück. Dieses gewaltige Ueberbleibsel war vernichtet; Die Garde war todt. Die vier Mauern der lebenden Redoute lagen am Boden, kaum bemerkte man hier oder dort unter den Leichen ein Zucken; so endeten, größer als die römischen Legionen die französischen Legionen bei Mont-Saint-Jean auf dem Boden, der durchweicht war von dem Regen und dem Blute, an dem Orte, über welchen jetzt um vier Uhr Morgens pfeifend und lustig, sein Pferd peitschend Joseph hinfährt, der den Dienst bei der Schnellpost von Nivelles versieht.

XVI.

Quod libras in duce?

Die Schlacht von Waterloo ist ein Räthsel. Sie ist ebenso dunkel für die, welche sie gewannen, wie für die, welche sie verloren haben. Für Napoleon ist sie ein panischer Schrecken *), Blücher erblickte darin nur Feuer; Wellington begriff nichts davon. Man sehe die Rapporte. Die Bulletins sind verworren, die Commentare undeutlich. Diese stammelten, Jene stotterten. Jomini theilt die Schlacht

*) Eine beendigte Schlacht, ein gewonnener Tag, die Wiederherstellung falscher Maßregeln, die Sicherung größerer Erfolge für den nächsten Tag, Alles ging durch einen Augenblick panischen Schreckens verloren.

Napoleon's Dictate auf St. Helena.

von Waaterloo in vier Abschnitte; Müffling in drei. Charras, obgleich wir in einigen Punkten anderer Meinung sind, als er, hat allein mit seinem scharfen Blicke die ehernen charakteristischen Züge dieser Katastrophe erkannt, bei welcher das menschliche Genie mit dem göttlichen Zufall kämpft. Alle vier Geschichtsschreiber sind in gewissem Grade geblendet, und in dieser Blendung tasten sie umher. In der That war es ein ungeheurer Tag der Sturz der Militairmonarchie, welche zur großen Verwirrung der Könige alle Königreiche mit fortgerissen hatte, Sturz der Gewalt, Niederlage des Krieges.

Bei diesem Ereignisse, welches den Stempel übermenschlicher Nothwendigkeit trägt, ist der Antheil der Menschen für nichts zu achten.

Wellington und Blücher Waterloo nehmen, heißt das England und Deutschland etwas rauben? Nein. Weder das berühmte England noch das erhabene Deutschland kommen bei dem Problem von Waterloo in Frage. Dem Himmel Dank, sind die Völker groß auch außerhalb der finstern Abenteuer des Schwertes. Weder Deutschland, noch England, noch Frankreich stecken in einer Säbelscheide. In jener Zeit, in welcher Waterloo nichts ist, als ein Säbelgeklirr, hat Deutschland über Blücher seinen Göthe, England über Wellington seinen Byron. Ein erhabener Aufschwung der Gedanken ist unserm Jahrhundert eigen, und bei dieser Morgenröthe fällt auf England und Deutschland ein prachtvoller Schein. Sie sind majestätisch, weil sie denkend sind. Die Erhebung zu der gleichen Höhe der Civilisation ist ihnen eigenthümlich; sie rührt von ihnen selbst her, und nicht von einem Zufalle. Was sie in dem 19. Jahrhundert größer macht, hat nicht Waterloo zu seinem Ursprung. Nur barbarische Völker gewinnen nach einem Siege plötzliches Wachsthum. Es ist die Eitelkeit vorübergehender Sturzbäche, die durch einen Sturm angewachsen sind. Die civili-

sirten Völker, besonders in unserer Zeit, erheben oder senken sich nicht durch das Glück oder das Mißgeschick eines Feldherrn. Ihr specifisches Gewicht in dem Menschengeschlechte entspringt aus etwas Besserem, als aus einer Schlacht. Gott sei Dank, sind ihre Ehre, ihre Würde, ihre Aufklärung nicht Nummern, welche der Held und der Eroberer als Spieler in die Lotterie der Schlachten setzen kann. Oft ist eine verlorene Schlacht ein gewonnener Fortschritt; weniger Ruhm, mehr Freiheit; die Trommel schweigt, die Vernunft ergreift das Wort. Es ist das Spiel: wer verliert, gewinnt. Sprechen wir daher von Waterloo ruhig aus beiden Gesichtspunkten. Gewähren wir dem Zufall, was dem Zufall gehört, und Gott, was Gott gebührt. Was ist Waterloo? Ein Sieg? Nein. Eine Quinterne.

Eine Quinterne, gewonnen durch Europa, bezahlt durch Frankreich.

Es lohnte hier nicht der Mühe, einen Löwen aufzurichten.

Waterloo ist übrigens das eigenthümlichste Zusammentreffen, welches die Geschichte zeigt. Napoleon und Wellington. Das sind nicht Feinde, sondern es sind Widersprüche. Nie hat Gott, der sich in Antithesen gefällt, zwei auffallendere Contraste einander außerordentlicher entgegengeführt. Auf der einen Seite die genaue Berechnung, die Voraussicht, die Geometrie, die Klugheit, der gesicherte Rückzug, die Schonung der Reserven, eine hartnäckige Kaltblütigkeit, eine unwandelbare Methode, die Strategie, welche das Terrain benutzt, die Taktik, welche die Bataillone gegen einander abwiegt, das nach der Schnur gezogene Gemetzel, der mit der Hand geordnete Krieg, nichts dem Zufall überlassend, der alte klassische Muth, die unbedingt richtige Berechnung; — auf der andern Seite plötzliche Eingabe, Divinationsgabe, kriegerische Eigenthümlichkeit, übermenschlicher Instinkt, flammender Scharfblick, ein Auge, das sieht wie der Adler und

trifft wie der Blitz, eine wunderbare Kunst in dem gering= schätzenden Ungestüm, alle die Mysterien einer tiefen Seele, innige Vereinigung mit dem Geschick; der Fluß, die Ebene, der Wald, der Hügel aufgerufen und in gewisser Beziehung gezwungen, zu gehorchen, der Despot, welcher selbst das Schlachtfeld tyrannisirt; der Glaube an das Gestirn, ver= einigt mit der strategischen Wissenschaft, sie vergrößernd, aber sie auch verwirrend. Wellington war die Berechnung des Krieges, Napoleon das Genie desselben; diesmal aber wurde das Genie durch die Berechnung besiegt.

Von beiden Seiten erwartete man Jemand. Der richtige Rechner gewann. Napoleon erwartete Grouchy; dieser kam nicht; Wellington erwartete Blücher: er kam.

Wellington ist der klassische Krieg, der seine Genug= thuung nimmt. Bonaparte war bei seiner Morgenröthe mit ihm in Italien zusammengetroffen und hatte ihn glän= zend geschlagen. Die alte Nachteule war vor dem jungen Geier geflohen. Die alte Taktik war nicht nur nieberge= schmettert, sondern auch verhöhnt worden. Wer war dieser e chsundzwanzigjährige Corse? Was bedeutet dieser Un= wissende, der Alles gegen und nichts für sich hatte, der chne Lebensmittel, ohne Munition, ohne Kanonen, ohne Schuh, beinahe ohne Armee mit einer Hand voll Menschen gegen Massen, der sich auf das vereinigte Europa stürzte, und auf alberne Weise ganz unmögliche Siege errang? Wer war dieser Neuling des Krieges, der die Unverschämtheit eines Gestirnes erster Größe hatte? Die hohe militairische Schule excommunicirte ihn, indem sie vor ihm zurückwich; daher der unerbittliche Haß des alten Cäsarismus gegen den Neuling, des richtig geführten Säbels gegen das Flammenschwert, des Schachbrets gegen das Genie. Am 18. Juni 1815 sprach dieser Haß sein letztes Wort, und über Lodi, Monte= bello, Montenotte, Mantua, Marengo, Arcola schrieb er: Waterloo. Triumph der Mittelmäßigkeiten über die Ueber=

legenheit. Das Geschick willigte in diese Ironie. Bei seinem Sinken erblickte Napoleon sich gegenüber den verjüngten Suwarow.

Um Suwarow zu haben, genügt es in der That, die Haare Wellington's zu bleichen.

Waterloo ist eine Schlacht ersten Ranges, gewonnen durch einen Feldherrn zweiten Ranges.

Was man bei der Schlacht von Waterloo bewundern muß, ist England, die englische Festigkeit, die englische Entschlossenheit, das englische Blut; was England Erhabenes hatte, das war es selbst. Nicht sein Feldherr, sondern seine Armee.

Wellington, der auf eine verschrobene Weise undankbar ist, sagt in einem Briefe an Lord Bathurst, seine Armee, die Armee, welche am 18. Juni 1815 kämpfte, wäre eine „abscheuliche Armee" gewesen. — Was denkt davon jenes finstere Gemisch von Gebeinen, die unter den Feldern von Waterloo ruhen?

England ist Wellington gegenüber viel zu bescheiden gewesen. Wellington so groß machen, heißt England klein machen. Wellington ist nur ein Held, wie jeder andere. Jene schottischen Grauen, jene horse-guards, jene Regimenter von Maitland und von Mitchell, jene Infanterie von Pack und von Kempt, jene Kavalerie von Ponsonby und Somerset, jene Hochländer, welche unter dem Kartätschenhagel den Dudelsack spielten, jene Bataillone von Rylandt, jene ganz neuen Recruten, welche kaum das Gewehr zu handhaben verstanden und den alten Truppen von Eßlingen und Rivoli die Spitze boten, das ist groß. Wellington war hartnäckig, darin besteht sein Verdienst, und wir wollen es ihm nicht streitig machen; allein der geringste seiner Infanteristen und seiner Kavaleristen war ebenso standhaft wie er. Der Eisensoldat ist ebenso viel werth wie der Eisenherzog. Was uns betrifft, so zollen wir unsere ganze Bewunderung dem

englischen Soldaten, der englischen Armee, dem englischen Volke. Giebt es hier eine Trophäe, so gebührt diese England. Die Waterloo-Säule würde gerechter sein, wenn sie durch die Gestalt eines Menschen die Statue eines Volkes in die Lüfte erhebe.

Aber das große England wird zornig werden, über das, was wir hier sagen. Es hat nach seinem 1688 und unserm 1789 noch die feudale Illusion; es glaubt an Erblichkeit und an die Hierarchie. Dieses Volk, welches von Keinem an Macht und Ruhm übertroffen wird, ehrt sich als Nation, doch nicht als Volk. Als Volk unterwirft es sich gern und nimmt einen Lord zu seinem Führer. Als Arbeiter läßt es sich verachten, als Soldat prügeln. Man erinnert sich, daß bei der Schlacht von Inkerman ein Unteroffizier, der allem Anschein nach die Armee gerettet hatte, durch Lord Raglan nicht in dem Bericht erwähnt werden durfte, weil die englische Hierarchie nicht gestattet, in irgend einem Armeebericht einen Helden zu nennen, der einen geringeren Grad als den eines Offiziers bekleidet.

Was wir vor allem Andern bei einem Zusammentreffen der Art, wie das von Waterloo, bewundern, ist die Gewandtheit des Zufalls. Nachtheile, Regen, Mauer in Hougomont, Hohlweg von Ohain, Grouchy's Taubheit gegen den Kanonendonner, Führer Napoleon's, der ihn hintergeht, Führer Bülow's, der ihn aufklärt; alle diese ungeheure Fluth ist auf wunderbare Weise geleitet.

Im Allgemeinen müssen wir sagen, daß bei Waterloo mehr ein Gemetzel als eine Schlacht stattfand.

Waterloo ist von allen großen Schlachten die, welche bei einer solchen Anzahl von Combattanten die kleinste Front hat. Napoleon dreiviertel Meilen, Wellington eine halbe Meile; zweiundsiebzig Tausend Streiter auf jeder Seite; von dieser dichtgedrängten Masse rührt das Blutbad her.

Man hat die folgenden Berechnungen aufgestellt: Verlust an Mannschaften: bei Austerlitz Franzosen vierzehn Procent; Russen dreißig Procent; Oesterreicher vierundvierzig Procent. Bei Wagram: Franzosen dreizehn Procent, Oesterreicher vierzehn Procent. An der Moskwa: Franzosen siebenunddreißig Procent, Russen vierzig Procent. Bei Bautzen: Franzosen dreizehn Procent, Russen und Preußen vierzehn Procent. Bei Waterloo: Franzosen sechsundfünfzig Procent, die Alliirten einunddreißig Procent. Summa für Waterloo einundvierzig Procent. Hundertundvierzig Tausend Combattanten, sechzig Tausend Todte.

Das Schlachtfeld von Waterloo zeigt jetzt die Ruhe, welche der Erde gebührt, dem theilnahmlosen Träger des Menschen und gleicht allen übrigen Ebenen.

Während der Nacht indeß erhebt sich eine Art gespenstischen Uebels aus demselben, und wenn ein Wanderer darüber hinschreitet, wenn er sich umblickt, wenn er lauscht, wenn er träumt, wie Virgil auf den verhängnißvollen Ebenen von Philippi, dann ergreift ihn die Hallucination der Katastrophe. Der entsetzliche 18. Juni lebt wieder auf; das Hügelgrab des Denkmals verschwindet, der Löwe mit ihm, und das Schlachtfeld nimmt seine wirkliche Gestalt wieder an; Linien von Infanterie wogen über die Ebene hin, wüthender Galopp ertönt am Horizont; der erschreckte Träumer sieht den Blitz der Säbel, das Funkeln der Bajonette, die flammenden Granaten; er hört ein Röcheln, das aus dem Grabe ertönt, den wilden Schrei der Schlachtgespenster; diese Schatten, das sind die Grenadiere, jene Blitze, das sind die Küraſſiere, das Skelett dort ist Napoleon; dieses hier ist Wellington, das Alles lebt nicht mehr und stürmt doch gegen einander, und bekämpft sich; und die Hügel färben sich purpurroth; die Bäume zittern, die Wuth theilt sich selbst den Wolken mit, und in den Nebel zeigen sich alle

die entsetzlichen Höhen Mont-Saint-Jean, Hougomont, Frischemont, Papelotte, Plancenoit in wilder Verworrenheit, gekrönt durch Gespenster, die einander erwürgen.

XVII.

Soll man Waterloo gut finden?

Es giebt eine sehr achtenswerthe liberale Schule, welche Waterloo nicht haßt; wir gehören ihr nicht an. Für uns ist Waterloo nur das Datum der Freiheit. Daß ein solcher Adler aus einem solchen Ei kriecht, ist wahrlich überraschend.

Waterloo ist, wenn man sich auf den Gesichtspunkt der Frage stellt, seiner Absicht nach ein contrerevolutionairer Sieg. Es ist Europa gegen Frankreich; Petersburg, Berlin und Wien gegen Paris; der status quo gegen die Initiative; es ist der 14. Juli 1789, angegriffen durch den 20. März 1815; es ist das Fertig zum Gefecht der Monarchien gegen den unbezwinglichen französischen Aufstand; endlich das gewaltige Volk, das seit sechs und zwanzig Jahren im Aufruhr war, zu dämpfen, darin bestand der Traum-Solidarität der Braunschweig, der Nassau, der Romanow, der Hohenzollern, der Habsburg mit den Bourbons. Waterloo trägt auf seiner Croupe das Recht von Gottes Gnaden. Es ist wahr, daß das Kaiserreich despotisch war, und daß das Königsthum in Folge natürlicher Reaction der Dinge gezwungner Weise liberal sein mußte, und daß, eine

widerwillig verliehene constitutionelle Ordnung zum großen Bedauern der Sieger aus Waterloo hervorging. Das rührt daher, weil die Revolution nicht wirklich besiegt werden kann, und da sie als eine providentielle und unbedingt verhängnißvolle Erscheinung sich immer aufs neue wieder zeigt, vor Waterloo in Bonaparte, der die alten Throne stürzte, nach Waterloo in Ludwig XVIII. der die Charte octroyirte und sich ihr unterwarf. Bonaparte setzte einen Postillon auf den Thron von Neapel, und einen Unterofficier auf den Thron von Schweden, und benutzte die Ungleichheit, um die Gleichheit zu beweisen; Ludwig XVIII. unterzeichnete in St. Ouen die Erklärung der Menschenrechte. Will man sich Rechenschaft von dem geben, was die Revolution ist, so rufe man den Fortschritt herbei; will man sich Rechenschaft von dem geben, was der Fortschritt ist, so berufe man das Morgen. Das Morgen vollbringt unwiderstehlich sein Werk und hat dies schon von heute an vollbracht. Es gelangt stets an sein Ziel, sonderbar. Es verwendet Wellington dazu, aus Foy, der nur ein Soldat war, einen Redner zu machen. Foy fällt bei Hougomont und steht auf der Rednerbühne wieder auf. So verfährt der Fortschritt. Es giebt kein schlechtes Werkzeug für diesen Arbeiter. Er bedient sich des Podageristen wie des Eroberers. Waterloo, welches der Vernichtung europäischer Throne durch das Schwert ein Ende machte, hat weiter nichts gethan, als auf einer andern Seite die Arbeit der Revolution fortzusetzen. Die Säbelherren sind vorbei; es kommt die Reihe an die Denker. Das Jahrhundert, welches Waterloo aufhalten wollte, ist darüber hinweggeschritten und verfolgt seinen Weg. Dieser finstre Sieg ist durch die Freiheit besiegt worden.

Erblicken wir daher in Waterloo nur das, was darin zu erblicken ist. Beabsichtigte Freiheit wahrlich nicht. Die Contrerevolution ist unwillkürlich liberal gewesen, ebenso

wie durch ein entsprechendes Phänomen Napoleon unwillkürlich revolutionair war. Am 18. Juni 1815 wurde der zu Pferde sitzende Robespierre aus dem Sattel geworfen.

XVIII.

Auferstehung des Rechts von Gottes Gnaden.

Ende der Dictatur. Ein ganzes europäisches System brach zusammen.

Das Kaiserreich stürzte in eine Dunkelheit hinab, welche der der ersterbenden römischen Welt glich. Man erhob sich aus dem Abgrund, wie zu der Zeit der Barbaren. Nur hatte die Barbarei von 1815, die man mit dem bescheidenen Namen die Contrerevolution nennen muß, schnell den Athem verloren und blieb rasch stehen. Das Kaiserreich wurde beweint, und gestehen wir es, beweint durch die Augen von Helden. Wenn der Ruhm in dem zum Schwerte erhobenen Scepter liegt, so war das Kaiserreich der Ruhm selbst gewesen. Er hatte über die Erde das ganze Licht verbreitet, welches die Tyrannei auszuströmen vermag, ein trauriges Licht, ja noch mehr, ein dunkles Licht. Dem wahren Tageslichte verglichen, ist es die Nacht. Dieses Verschwinden der Nacht brachte die Wirkung einer Sonnenfinsterniß hervor.

Ludwig XVIII. kehrte zurück nach Paris. Die Rundtänze des 8. Juli verwischten die Ausbrüche des Enthu-

siasmus vom 20. März. Der Corse wurde die Antithese des Béarners, die Fahne auf der Kuppel der Tuillerien war weiß. Das Exil thronte. Der Tisch aus Fichtenholz von Hartwell bekam einen Platz vor dem liliengeschmückten Armsessel Ludwigs XIV. Man sprach von Bouvines und von Fontenoy wie von gestern; Austerlitz war veraltet. Der Altar und der Thron fraternisirten pomphaft. Eine der unbestrittensten Formen des Heiles der Gesellschaft für das 19. Jahrhundert fand Eingang in Frankreich und auf dem Continente. Europa nahm die weiße Cocarde an. Trestaillon war berühmt. Der Wahlspruch: Non pluribus impar, erschien wieder in den Steinstrahlen, welche auf der Facade der Kaserne des Quai d'Orsay eine Sonne bildeten. Wo ehedem ein kaiserliches Wachtgebäude gewesen war, gab es jetzt ein rothes Haus. Der Triumphbogen des Carrousselplatzes, der mit übelberüchtigten Siegen bedeckt war, die nicht zu alle dem Neuem paßten, zog sich durch die Bildsäule des Herzogs von Angoulème aus der Verlegenheit. Der Magdalenen-Gottesacker, das fürchterliche gemeinschaftliche Grab von 93 bedeckte sich mit Marmor und Jaspis, denn die Gebeine Ludwigs XVI. und Marie Antoinettens waren mit diesem Staub gemischt. In dem Grabe von Vincennes erhob sich aus dem Boden ein Denkmal, welches daran erinnerte, daß der Herzog von Enghien in eben dem Monat gestorben war, in welchem Napoleon gekrönt wurde. Der Papst Pius VII., welcher kurz nach jenem Todesfall die Salbung vollzog, segnete ruhig den Sturz, wie er die Erhöhung gesegnet hatte.

Es gab in Schönbrunn einen kleinen vierjährigen Schatten, bei dem es für verrätherisch galt, ihn König von Rom zu nennen. Und alle diese Dinge sind vollbracht, alle diese Könige haben ihre Throne wieder eingenommen, weil am Nachmittag eines schönen Sommertages ein Hirt

in einem Gehölz zu einem Preußen sagte: „Schlagen Sie diesen Weg ein, und nicht jenen dort!"

Dieses 1815 war eine Art finstern Aprils. Die alten ungesunden und giftigen Wirklichkeiten bedeckten sich mit neuem Schein. Die Lüge heuchelte 1789 das Recht von Gottes Gnaden, maskirte sich mit einer Charte, die Vorurtheile, der Aberglaube, die Nebengedanken, mit dem Artikel 14 im Herzen überzogen sich mit einem liberalen Firniß. Wechsel der Schlangenhaut.

Der Mensch war durch Napoleon zugleich erhoben und erniedrigt worden. Das Ideal hatte unter dieser Regierung den sonderbaren Namen der Ideologie angenommen. Gewaltige Unbesonnenheit für einen großen Mann, die Zukunft zu verspotten. Die Völker jedoch suchten ihn mit ihren Augen. Wo ist er? Was thut er? — „Napoleon ist todt," sagte ein Vorübergehender zu einem Invaliden von Marengo und Waterloo. — „Er todt!" rief der Soldat; „da kennen Sie ihn schlecht!"

Die Einbildungskraft erhob diesen niedergestürzten Menschen zum Gott. Der Hintergrund Europa's war nach Waterloo finster. Durch das Verschwinden Napoleon's blieb längere Zeit etwas Ungeheures leer.

Die Könige stellten sich in diese Lücke, aber das alte Europa benutzte sie, um sich neu zu gestalten. Es gab eine heilige Allianz. Belle-Allianz hatte das verhängnißvolle Schlachtfeld von Waterloo sie im voraus genannt.

Diesem alten ausgebesserten Europa gegenüber bildeten sich die Umrisse eines neuen Frankreichs. Die durch den Kaiser verspottete Zukunft hielt ihren Einzug. Auf der Stirn trug sie die Inschrift: Freiheit! Die glühenden Augen der jungen Generationen wendeten sich ihr zu. Merkwürdig, daß man zugleich von jener Zukunft Freiheit und von jener Vergangenheit Napoleon ergriffen wurde. Die Niederlage hatte den Besiegten erhoben. Der gestürzte

Bonaparte schien größer zu sein, als der aufrechtstehende Napoleon war, die, welche triumphirt hatten, empfanden Furcht. England ließ ihn durch Hudson Lowe bewachen, und Frankreich durch Montchenu beobachten. Seine über die Brust gekreuzten Arme wurden eine Besorgniß für den Thron; Alexander nannte ihn: meine Schlaflosigkeit. Dieser Schrecken rührte aus der Masse der Revolution her, die er in sich trug. Dies erklärt und entschuldigt den bonapartischen Liberalismus. Dieses Phantom machte die alte Welt zittern. Die Könige regierten nur unbehaglich, mit dem Felsen von St. Helena am Horizont.

Während Napoleon in Longwood langsam hinstarb, verwesten ruhig die sechszigtausend Menschen, die auf dem Schlachtfelde von Waterloo gefallen waren, und etwas von ihrem Frieden verbreitete sich über die Welt. Daraus bildete der Wiener Congreß die Verträge von 1815, und Europa nannte das die Restauration.

Das ist Waterloo.

Aber wie kümmert sich darum die Unendlichkeit? Der ganze Sturm, diese Wolke, dieser Krieg, dieser Frieden trübt nicht einen Augenblick das gewaltige Auge, vor welchem die Blattlaus, die von einer Pflanze zur andern kriecht, nicht mehr bedeutet, als der Adler, der von Kirchthurm zu Kirchthum fliegt.

XIX.

Das Schlachtfeld während der Nacht.

Kehren wir zu dem verhängnißvollen Schlachtfelde zurück; das ist eine Nothwendigkeit dieses Buches.

Am 18. Juni 1815 war es Vollmond. Diese Helligkeit begünstigte die grausame Verfolgung Blücher's, zeigte die Spuren der Flüchtlinge, überlieferte die fliehenden Massen der preußischen Kavallerie, die sie erbittert verfolgte, und unterstützte das Blutbad. Es giebt bei den Katastrophen zuweilen dergleichen tragische Gefälligkeiten der Nacht.

Nachdem der letzte Kanonenschuß gefallen war, blieb die Ebene von Mont-Saint-Jean verödet.

Die Engländer hatten das Lager der Franzosen eingenommen. Das ist die gewöhnliche Folge der Siege: zu schlafen in dem Bette des Besiegten. Sie errichteten ihre Bivouacs jenseits Rossomme. Die Preußen, auf die Niederlage losgelassen, drangen vorwärts. Wellington ging nach dem Dorfe Waterloo, um seinen Bericht an Lord Bathurst aufzusetzen. Wenn jemals das sic vos, non vobis, anwendbar war, so ist dies sicher in Beziehung auf das Dorf Waterloo der Fall. Waterloo hat nichts gethan und ist eine halbe Stunde von dem Kampfe entfernt geblieben. Mont-Saint-Jean ist beschossen, Hougomont eingeäschert, Papelotte eingeäschert, Plancenoit eingeäschert, La Haie-Sainte im Sturm genommen, Belle-Alliance hat die Umarmung der beiden Sieger gesehen, und man kennt kaum alle diese Namen, und Waterloo, welches nichts that, hat die ganze Ehre der Schlacht.

Wir gehören nicht zu denen, welche dem Kriege schmeicheln, und sagen ihm gelegentlich die Wahrheit. Der Krieg hat entsetzliche Schönheiten, die wir nicht verbergen, aber auch gewisse Abscheulichkeiten. Eine dieser letztern ist die schnelle Ausplünderung der Todten nach dem Siege. Die Morgenröthe nach einer Schlacht beleuchtet stets nackte Leichen.

Wer that das? Wer besudelt so den Triumph? Was ist das für eine abscheulige und flüchtige Hand, die sich so in die Tasche des Sieges senkt? Wer sind die Schelme, die so im Rücken des Ruhms ihre Streiche ausführen? Voltaire hat mit Andern behauptet, daß es eben die sind, welche den Ruhm errangen; die, welche stehen bleiben, behauptet er, plündern die aus, welche am Boden liegen. Der Held des Tages ist der Vampyr der Nacht. Man hat wohl einiges Recht dazu, den auszuplündern, den man zur Leiche macht. Was uns betrifft, so glauben wir dieser Behauptung nicht. Lorbeeren pflücken und die Schuhe eines Todten stehlen, scheint uns unmöglich für dieselbe Hand zu sein.

Gewiß ist indeß, daß gewöhnlich den Siegern die Räuber folgen. Lassen wir aber dabei die Soldaten, besonders die Soldaten unserer Zeit aus dem Spiele.

Jede Armee hat einen Schweif, und diesen muß man anklagen. Fledermausartige Wesen, halb Spitzbuben, halb Diener, Uniformträger, die nicht kämpfen, verstellte Kranke, Marketender, die zuweilen mit ihren Weibern zusammen auf kleinen Wagen fahren, und das stehlen, was sie später verkaufen, Bettler, die sich den Offizieren zu Führern anbieten — kurz Alles das, was mit dem Namen der Nachzügler so richtig bezeichnet wird.

Keine Armee und keine Nation ist für diese Geschöpfe verantwortlich. Der verabscheuungswerthe Grundsatz: leben auf Kosten des Feindes, brachte diesen Aussatz hervor, den

nur die strengste Disciplin zu heilen vermöchte. Der Name täuscht zuweilen, und oft weiß man nicht, weshalb dieser oder jener General, der sich übrigens groß zeigte, so populär war. Turenne wurde von seinen Soldaten angebetet, weil er die Plünderung duldete; er war so gut, daß er die Pfalz mit Feuer und Blut verheeren ließ.

Man sieht im Gefolge mehr oder weniger Nachzügler, je nach dem der Führer mehr oder minder streng ist. Hoche und Marceau hatten keine; Wellington, wir lassen ihm gern diese Gerechtigkeit widerfahren, hatte nur wenige. Dennoch wurden in der Nacht vom 18. zum 19. Juni die Todten ausgeplündert, Wellington war streng; er erließ den Befehl, jeden niederzuschießen, der auf der That ertappt würde; aber der Raub ist hartnäckig. Die Marodirer stehlen auf dem einem Punkt des Schlachtfeldes, während sie auf dem andern erschossen werden.

Der Mond beleuchtete trübe diese Ebene.

Um Mitternacht schlich oder kroch vielmehr ein Mensch in der Gegend des Hohlwegs von Ohain umher. Allem Anschein nach war es einer von jenen, die wir soeben schilderten, weder Engländer, noch Franzose, weder Bauer noch Soldat, weniger Mensch als Raubthier, angezogen durch den Geruch der Todten, als Sieg den Raub habend und hierher geschlichen, um Waterloo auszuplündern. Er war mit einer Blouse bekleidet, die einigermaßen einem Soldatenmantel glich, schien ängstlich und verwegen zu sein, ging vorwärts und blickte rückwärts. Wer war dieser Mensch? Die Nacht wußte wahrscheinlich mehr von ihm, als der Tag. Er hatte keinen Sack, aber offenbar unter seinem Ueberrocke weite Taschen. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, blickte rings umher, um zu sehen, ob er vielleicht beobachtet würde, bückte sich dann plötzlich, schob am Boden etwas Schweigendes und Regungsloses hin und her, richtete sich rasch wieder auf und entfloh. Seine Haltung, seine raschen

geheimnißvollen Bewegungen machten ihn jenen unheimlichen Erscheinungen ähnlich, welche die Ruinen durchstreifen, und welche die alten Legenden Nachtgeister nennen.

Ein Blick, der aufmerksam die Dämmerung durchforscht hätte, würde in einiger Entfernung versteckt hinter dem Häuschen, welches an der Chaussee von Nivelles an der Ecke der Straße von Mont-Saint-Jean nach Braine l'Alleud liegt, einen kleinen Marketenderwagen bemerkt haben, der mit Wachsleinwand überzogen und mit einem kleinen ausgehungerten Pferde bespannt war, sowie in dem Wagen eine Art von Weib, das auf Koffern und Päcken saß. Vielleicht bestand irgend ein Band zwischen diesem Marketenderwagen und diesem nächtlichen Herumstreicher.

Die Dunkelheit war klar; keine Wolke zeigte sich am Himmel. Mochte immerhin die Erde roth sein, so war doch der Mond weiß. Der Himmel zeigt solche Gleichgültigkeiten. Auf den Wiesen schaukelten Aeste und Zweige der Bäume, die durch Kartätschen zerrissen, aber nicht herabgefallen waren, sich leise im Winde der Nacht an ihrer Borke. Ein Hauch, beinahe ein Athem bewegte das Gebüsch. Das Gras zitterte, als schwängen sich Seelen daraus empor.

In der Ferne hörte man undeutlich das Gehen und Kommen von Patrouillen und der Hauptronde des englischen Lagers.

Hougomont und La-Haie-Sainte brannten noch immer, im Osten und im Westen zwei große Flammen bildend, welche wie durch ein Rubinhalsband durch die Reihe der englischen Bivouacfeuer verbunden wurden, die sich im ungeheuren Halbkreise auf den Hügeln am Horizont hindehnten.

Wir schilderten die Katastrophe des Hohlweges von Ohain. Das Herz erbebt davor, daran zu denken, wie hier der Tod so viele Tapferen ereilt hatte. Wenn es irgend eine entsetzliche Wirklichkeit giebt, welche den Traum über-

bietet, so ist es die folgende: zu leben, die Sonne zu sehen, im Vollbesitz der Manneskraft zu sein, voll Gesundheit und Lust, einem Ruhme entgegenzueilen, den man glänzend, blendend vor sich erblickt; in der Brust eine Lunge, die athmet, ein Herz, das klopft, zu fühlen, einen Willen, der urtheilt, zu sprechen, zu denken, zu hoffen, zu lieben, eine Mutter zu haben, ein Weib, Kinder, und plötzlich binnen weniger als einer Minute in einen Abgrund hinabzustürzen, zu zermalmen, selbst zermalmt zu werden, sich an nichts halten zu können, seinen Säbel nutzlos zu fühlen, Menschen unter sich, Pferde über sich, vergebens mit zerbrochenen Knochen dagegen zu ringen und im Sterben zu seufzen: eben noch war ich lebensfrisch und kräftig!

Da, wo diese ungeheure Niederlage gewüthet hatte, herrschte jetzt tiefes Schweigen. Die Vertiefung des Hohlweges war angefüllt mit Pferden und Reitern, unentwirrbar untereinander gemischt. Es gab keinen Hügel mehr; die Leichen machten den Hohlweg gleich mit der Ebene, so daß er bis zum Rande gefüllt war, wie ein richtig gemessenes Kornmaaß. Ein Haufen Todter oben, ein Blutstrom unten; so war dieser Hohlweg am Abend des 18. Juni 1815. Das Blut rann bis auf die Chaussee von Nivelles und breitete sich hier in einem weiten Sumpfe vor dem Haus, das die Chaussee von Genappe an einem Orte, den man noch jetzt sich zeigt, versperrte. Die Höhe der Leichen stand im Verhältniß zu der Tiefe des Hohlweges. Gegen die Mitte desselben, wo er weniger einschnitt und wo die Division Delord über denselben weggegangen war, wurde die Lage der Todten geringer.

Der nächtliche Herumstreicher, den wir dem Leser zeigten, ging nach dieser Richtung. Er betrachtete das gewaltige Grab. Er ließ die Todten eine entsetzliche Revue passiren. Er watete mit den Füßen im Blute.

Plötzlich hielt er an.

Einige Schritte vor ihm auf dem Punkte, wo der Leichenhaufen endete, ragte über die Menschen und Pferde eine offene Hand empor, die vom Mond beschienen wurde.

Diese Hand hatte an dem einen Finger etwas Glänzendes — einen goldenen Ring.

Der Mensch bückte sich, blieb einen Augenblick so niedergekauert, und als er sich wieder erhob, war kein Ring mehr an der Hand zu sehen.

Er richtete sich nicht geradezu auf; er blieb in einer gebückten Stellung, wendete dem Haufen der Todten den Rücken zu, blickte am Horizont umher auf den Knien liegend, den ganzen vordern Theil des Körpers gestützt auf die beiden Hände, mit dem Kopf über den Rand des Hohlweges hinausspähend. Die vier Tatzen des Schakals passen zu gewissen Handlungen.

Dann faßte er einen Entschluß und richtete sich auf. In diesem Augenblick erbebte er heftig. Er fühlte, daß man ihn von rückwärts hielt.

Er wendete sich um; es war jene offene Hand, die sich geschlossen und einen Zipfel seines Ueberrockes gefaßt hatte.

Ein rechtschaffener Mensch würde sich gefürchtet haben; dieser lachte.

„Ei," sagte er, „es ist nur der Todte. Ein Gespenst ist mir lieber als ein Gendarm."

Indeß ließ die Hand ihn wieder los, die Anstrengung läßt in dem Grabe schnell nach.

„Ei," sagte der Herumstreicher, „sollte dieser Todte etwa leben? Sehen wir nach."

Er bückte sich auf's Neue nieder, beseitigte Alles, was ihm ein Hinderniß bot, ergriff die Hand, umfaßte den Arm, machte den Kopf frei, zog den Körper an sich und einige Augenblicke darauf schleppte er einen leblosen, wenigstens besinnungslosen Menschen in den Schatten des Hohlweges. Es war ein Kürassier, ein Offizier, selbst ein Offizier von einem

gewissen Range; ein starkes goldenes Epaulette kam unter dem Küraß hervor; einen Helm hatte der Offizier nicht mehr. Ein furchtbarer Säbelhieb durchschnitt das Gesicht. welches ganz mit Blut bedeckt war. Uebrigens schien es nicht, als sei eines seiner Glieder zerbrochen, und in Folge eines glücklichen Zufalles, wenn dies Wort hier anwendbar ist, hatten die Todten über ihn ein solches Gewölbe gebildet, daß er dadurch gegen die Zermalmung gesichert wurde. Seine Augen waren geschlossen.

Auf seinem Küraß glänzte das silberne Kreuz der Ehrenlegion.

Der Herumstreicher riß dies Kreuz ab und es verschwand in dem Abgrunde der Tasche, die er unter seinem Ueberrock trug.

Darauf betastete er die Tasche des Offiziers, fühlte darin eine Uhr und nahm sie. Nun durchsuchte er die Weste, fand eine Börse und steckte sie ein.

Als er mit der Hülfe, die er den Todten leistete, so weit gekommen war, öffnete der Offizier die Augen.

„Ich danke," sagte er schwach.

Die heftigen Bewegungen des Menschen, der sich mit ihm beschäftigte, die Frische der Nacht, die frei eingeathmete Luft hatten ihn seiner Ohnmacht entrissen.

Der Herumstreicher antwortete nicht. Er erhob den Kopf. Man hörte Schritte auf der Ebene. Wahrscheinlich näherte sich eine Patrouille.

Der Offizier murmelte mit erstickter Stimme: „wer hat die Schlacht gewonnen?"

„Die Engländer," entgegnete der Herumstreicher.

Der Offizier fuhr fort:

„Suchen Sie in meiner Tasche nach. Sie werden darin eine Börse und eine Uhr finden. Nehmen Sie sie."

„Es war bereits geschehen."

Der Herumstreicher that, als folgte er der Aufforderung und sagte dann:

„Es ist nichts darin."

„Man hat mich beraubt," entgegnete der Offizier, „und das thut mir leid, denn es wäre für Sie gewesen."

Die Tritte der Patrouille wurden immer deutlicher und deutlicher.

„Man kommt!" sagte der Herumstreicher, indem er eine Bewegung machte, um sich zu entfernen.

Der Offizier erhob mühsam den Arm, hielt ihn zurück und sagte:

„Sie haben mir das Leben gerrettet. Wer sind Sie?"

Der Herumstreicher antwortete rasch und leise:

„Ich gehörte gleich Ihnen zu der französischen Armee. Ich muß Sie jetzt verlassen. Wenn man hier mich ergriffe, würde man mich erschießen. Ich habe Ihnen das Leben gerettet, ziehen Sie sich jetzt aus der Verlegenheit."

„Welchen Rang haben Sie?"

„Sergeant."

„Wie heißen Sie?"

Thénardier."

„Ich werde den Namen nicht vergessen," sagte der Offizier, „und Sie behalten den meinigen. Ich heiße Pontmercy."

Cosette.

Zweites Buch.

Das Schiff, der Orion.

I.

24,601 wird Nummer 9430.

Jean Valjean war wieder ergriffen worden. Man wird es uns Dank wissen, wenn wir schnell über diese schmerzlichen Umstände hinweggehen. Wir beschränken uns deshalb darauf, zwei Artikel zu wiederholen, welche die Zeitungen jener Tage zwei Monate nach den überraschenden Ereignisse in M. am M. enthielten. Diese Artikel sind ein wenig summarisch. Man erinnere sich, daß damals die Gazette des Tribunaux (Gerichtszeitung) noch nicht existirte.

Den ersten Artikel entlehnen wir der Drapeau blanc. Er ist vom 25. Juli 1823 datirt.

Ein Arrondissement des Pas-de-Calais ist soeben der Schauplatz eines nicht sehr gewöhnlichen Ereignisses gewesen. Ein Mann, der in dem Departement fremd war, und Herr Madeleine hieß, hatte durch ein neues Verfahren seit einigen Jahren eine alte Industrie jener Gegend, die Fabrikation von Schmelz und schwarzen Glaswaaren, bedeutend gehoben. Er hatte sein Glück gemacht und, wie wir gestehen müssen, auch das des Arrondissements. In Anerkennung für seine Dienste hatte man ihn zum Maire ernannt.

Die Polizei hat entdeckt, daß Herr Madeleine Niemand Anderes war, als ein ehemaliger Sträfling, der seinen Bann gebrochen hatte, 1796 wegen Diebstahl verurtheilt worden war und Jean Valjean hieß. Jean Valjean ist in den Bagno zurückgebracht worden. Es scheint, daß es ihm gelungen ist, vor seiner Verhaftung bei Herrn Laffitte eine Summe von mehr als einer halben Million zu heben, die er dort niedergelegt hatte, und die er übrigens, wie man sagt, auf sehr rechtschaffene Weise in seinem Handel gewonnen. Man hat nicht erfahren können, wo Jean Valjean diese Summe vor seiner Rückkehr in den Bagno von Toulon versteckt hat.

Den zweiten Artikel, der etwas ausführlicher ist, entlehnen wir dem Journal de Paris von demselben Datum:

„Ein entlassener Galeerensträfling, Namens Jean Valjean, ist unter Umständen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erwecken müssen, vor den Assisen des Departements du Var erschienen. Diesem Ungeheuer war es gelungen, die Wachsamkeit der Polizei zu täuschen; er hatte den Namen verändert und es dahin gebracht, daß er zum Maire einer unserer kleinen Städte im Norden ernannt wurde. Er hatte in dieser Stadt einen ziemlich beträchtlichen Handel begründet. Er ist endlich entlarvt und verhaftet worden, Dank dem unermüdlichen Eifer der öffentlichen Sicherheitsbehörde. Zur Concubine hatte er eine öffentliche Dirne, die im Augenblick seiner Verhaftung vor Schreck gestorben ist. Dieser Elende, welcher eine herculische Kraft besitzt, hat Mittel gefunden, zu entspringen, allein drei oder vier Tage nach seiner Flucht ergriff die Polizei ihn auf's Neue in Paris selbst, in dem Augenblick, als er einen jener kleinen Wagen besteigen wollte, welche die Verbindung zwischen der Hauptstadt und dem Dorfe Montfermeil (Seine und Oise) bilden. Man sagt, er hätte diese Zwischenzeit von drei oder vier Tagen der Flucht benutzt, um eine beträchtliche Summe zu heben, die er bei einem

unserer ersten Banquiers hinterlegt hatte. Man schätzt diese Summe auf 6 bis 700,000 Francs. Nach den Anklageacten hat er diese Summe an einem nur ihm bekannten Ort vergraben, so daß man sich derselben nicht bemächtigen konnte. Wie dem auch sein mag — der genannte Jean Valjean wurde vor die Assisen des Departements gestellt, angeklagt des Straßenraubes mit bewaffneter Hand, den er vor ungefähr acht Jahren an einem jener redlichen Kinder verübte, welche, wie der Patriarch von Ferney in unsterblichen Worten gesagt hat:

jährlich kommen von Savoyen
und mit leichter Hand die Essenkehrer.

Der Bandit hat auf Vertheidigung verzichtet. Es ist durch das gewandte und beredte Organ des Ministeriums dargethan worden, daß der Raub Mitschuldige hatte und das Jean Valjean zu einer Diebesbande im Süden gehörte. Demzufolge ist Jean Valjean für schuldig erklärt und zum Tode verurtheilt worden. Der Verbrecher hat die Berufung auf Cassation verweigert. Der König hat in seiner unerschöpflichen Gnade geruht, die Strafe in lebenslängliche Galeerenstrafe zu verwandeln. Jean Valjean ist augenblicklich nach dem Bagno von Toulon gebracht worden."

Man hat nicht vergessen, daß Jean Valjean in M. am M. religiöse Gewohnheiten gehabt hatte. Einige Zeitungen, und unter anderm der Constitutionnel, stellen diese Umwandelung als einen Triumph der Priesterpartei dar.

Jean Valjean änderte im Bagno die Zahl. Er heißt jetzt Nummer 9430.

Uebrigens müssen wir hier, um nicht wieder darauf zurückzukommen, erwähnen, daß mit Herrn Madeleine der Wohlstand in M. am M. verschwand. Alles, was er in jener Nacht des Fiebers und der Zögerung vorausgesehen hatte, verwirklichte sich; mit ihm war die Seele

des Ganzen verschwunden. Nach seinem Sturze verfiel seine ganze Schöpfung. Die Arbeiter zerstreuten sich. Die Einen verließen das Land, die Anderen gaben die Arbeit auf, Alles wurde jetzt wieder im Kleinen betrieben statt im Großen, zum eigenen Gewinn statt zum allgemeinen Wohl. Es gab keinen Mittelpunkt mehr; Concurrenz und Neid herrschte überall. Herr Madeleine hatte Alles geleitet und geordnet. Nach seinem Falle trat der Geist des Kampfes an die Stelle des Geistes der Organisation; die Herzlichkeit verwandelte sich in gegenseitigen Haß; die durch Herrn Madeleine angeknüpften Fäden zerrissen: die Waaren wurden schlechter, das Vertrauen verschwand, die Absatzquellen nahmen ab und bald verschwand Alles.

Der Staat selbst bemerkte, daß irgendwo Jemand zu Grunde gerichtet war. Weniger als ein Jahr nach dem Urtheilsspruche des Assisengerichts, welches zum Nutzen des Bagno die Identität des Herrn Madeleine mit Jean Valjean erhärtete, waren die Kosten für die Eintreibung der Abgaben in dem Arrondissement von M. am M. verdoppelt und Herr von Villèle machte im Februar 1827 von der Tribüne aus darauf aufmersam.

II.

Worin man zwei Verse lesen wird, die vielleicht von dem Teufel herstammen.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir eine sonderbare Thatsache erwähnen, die sich um dieselbe Zeit in Mont-

fermeil zutrug und vielleicht nicht ohne Zusammenhang mit gewissen Vermuthungen der Behörde ist.

In der Umgegend von Montfermeil herrschte ein sehr alter Aberglaube, um so merkwürdiger, da ein Volksaberglaube in der Nachbarschaft von Paris einer Aloë in Sibirien gleicht. Dieser Aberglaube in Montfermeil bestand in Folgendem: Man glaubte, daß der Teufel seit undenklichen Zeiten den Wald gewählt hatte, um darin seine Schätze zu verbergen. Die alten Weiber versicherten, es wäre nichts Seltenes, mit dem Sinken des Tages an abgelegenen Orten des Waldes einen schwarzen Menschen zu begegnen, der wie ein Kärrner oder ein Holzhacker aussähe, Holzschuhe an den Füßen trüge, weite Beinkleider und einen Leinwandkittel, und daran kenntlich wäre, daß er statt des Hutes zwei gewaltige Hörner auf dem Kopfe trüge. So Etwas mußte ihn in der That kenntlich machen. Dieser Mensch ist gewöhnlich damit beschäftigt, ein Loch zu graben. Es giebt drei verschiedene Arten, aus einem Zusammentreffen mit ihm Vortheil zu ziehen. Die erste ist, den Menschen anzureden. Dann bemerkt man, daß derselbe ganz einfach ein Bauer ist, daß er schwarz aussieht, weil die Dämmerung herrscht, und daß er durchaus kein Loch gräbt, sondern Gras für seine Kuh abschneidet, und daß das, was man für Hörner hielt, nichts weiter ist, als eine Mistgabel, die er auf dem Rücken trägt und deren Zinken durch die Dunkelheit des Abends auf seinem Kopfe hervorzustehen scheinen. Man kehrt darauf nach Hause zurück und stirbt dann im Verlaufe der nächsten Woche.

Die zweite Art ist, ihn zu beobachten, zu warten, bis er sein Loch gegraben und wieder geschlossen hat und fortgegangen ist; dann schnell nach der Grube zu eilen, sie zu öffnen und den Schatz herauszunehmen, den der schwarze Mann hineinthat. In diesem Falle stirbt man im Laufe des nächsten Monats.

Die dritte Art endlich ist, mit dem schwarzen Manne nicht zu sprechen, ihn nicht anzusehen und so schnell als möglich zu entfliehen. Dann stirbt man im Laufe des nächsten Jahres.

Da alle diese drei Arten ihre Uebelstände haben, ist die zweite, welche wenigstens einige Vortheile bietet, unter andern den, eines Schatzes zu genießen, wäre es auch nur für einen Monat, am allgemeinsten angenommen. Verwegene Menschen, welche durch jede Aussicht auf Glück gereizt werden, haben daher ziemlich oft, wie man versichert, die Grube geöffnet, die der schwarze Mann gegraben hatte, und es versucht, den Teufel zu bestehlen. Es scheint indeß, als ob das Geschäft nicht sonderlich wäre. Wenigstens muß man dies nach der allgemeinen Tradition glauben, besonders nach den zwei räthselhaften Versen in barbarischen Latein, welche über diesen Gegenstand ein normännischer Mönch, Namens Tryphon, der ein wenig Zauberer war, hinterlassen hat. Dieser Tryphon ist in der Abtei Saint-George zu Bocherville bei Rouen beerdigt und es kommen Kröten aus seinem Grabe hervor.

Man macht also ungeheure Anstrengungen, denn diese Gruben sind gewöhnlich sehr tief, man schwitzt, man gräbt, man arbeitet eine ganze Nacht, denn während der Nacht muß es geschehen, man durchnäßt sein Hemd, man verbrennt sein Licht, man zerbricht seinen Spaten, und wenn man dann endlich bis zum Boden des Loches gelangt ist und die Hand auf den Schatz legt, was findet man? Worin besteht der Schatz des Teufels? In einem Sous, zuweilen in einem Thaler, oft aber auch in einem Stein, einem Skelett, einem blutenden Leichnam, zuweilen auch in nichts. Dies ist Alles, was den Neugierigen die schwatzhaften Verse jenes Tryphon zu verkünden scheinen:

Fodit, et in fossa thesauros condit opaca,
As, nummos, lapides, cadaver, simulacra, nihilque.

Es scheint, als ob man in unsern Tagen zuweilen auch ein Pulverhorn und Kugeln findet, oder ein altes Spiel schmutziger Karten, die offenbar dem Teufel zum Spiel gedient haben. Tryphon erwähnt diese Dinge nicht, da er im 12. Jahrhundert lebte und allem Anschein nach der Teufel nicht so viel Geist hatte, um das Pulver vor Berthold Schwarz und die Karten vor Karl II. zu erfinden.

Spielt man mit diesen Karten, so kann man überzeugt sein, Alles zu verlieren, was man besitzt, und das Pulver in dem Pulverhorn hat die Eigenschaft, das Gewehr zu sprengen, wenn man es abdrückt.

Sehr kurze Zeit nun, nachdem der entlassene Galeerenzüchtling Jean Valjean während seiner Entweichung von einigen Tagen in der Gegend von Montfermeil umherirrte, bemerkte man in eben dem Dorfe, daß ein alter Wegearbeiter Namens Boulatruelle öfters Gänge in den Wald machte. Man glaubte zu wissen, daß dieser Boulatruelle im Bagno gewesen war. Er war einer gewissen polizeilichen Aufsicht unterworfen, und da er nirgends Arbeit fand, beschäftigte die Behörde ihn um geringen Lohn als Wegearbeiter an dem Verbindungswege von Gagny nach Lagny.

Dieser Boulatruelle war ein Mann, der von den Leuten nur über die Achsel angesehen wurde, zu ehrerbietig, zu demüthig, schnell dabei, seine Mütze gegen alle Welt vom Kopfe zu reißen, zitternd und lächelnd vor den Gensdarmen, wahrscheinlich mit einer Diebesbande in Verbindung und verdächtig, Abends irgendwo im Hinterhalt zu liegen. Nur das eine hatte er für sich, daß er ein Trunkenbold war.

Man glaubte nun Folgendes bemerkt zu haben:

Seit einiger Zeit verließ Boulatruelle sehr früh seine Arbeit und ging mit seinem Spaten in den Wald. Man begegnete ihm am Abend auf den ödesten lichten Stellen, in den dichtesten Gehegen, wo er Etwas zu suchen schien und zuweilen Löcher grub. Die alten Weiber, die an ihm

vorüberkamen, hielten ihn zuerst für Beelzebub, und wenn sie dann Boulatruelle in ihm erkannten, fühlten sie sich nicht sehr beruhigt. Diese Begegnungen schienen Boulatruelle sehr zu verdrießen. Offenbar suchte er sich zu verbergen und es lag etwas Geheimnißvolles in dem, was er that.

Man sagte im Dorfe: „Offenbar hat der Teufel sich gezeigt, Boulatruelle sah ihn und sucht. In der That ist er pfiffig genug, um den Schatz Lucifers zu heben.“ — Die Voltairianer fügten hinzu: „Wird Boulatruelle den Teufel verführen oder der Teufel Boulatruelle?“ — Die alten Weiber schlugen viele Kreuze.

Indeß hörten die Gänge Boulatruelle's in den Wald auf und er verrichtete wieder regelmäßig seine Wegearbeit. Man sprach von anderen Dingen.

Einige Leute waren indeß neugierig geblieben und glaubten, es liege dem wahrscheinlich etwas Anderes zu Grunde, als die fabelhaften Schätze der Legende und etwas Kostbareres, als die Banknoten des Teufels und der Wegearbeiter hätte die Hälfte des Geheimnisses erforscht. Die Neugierigsten waren der Schulmeister und der Kneipenwirth Thénardier, welcher der Allerweltsfreund war und es nicht verschmäht hatte, mit Boulatruelle Freundschaft zu schließen.

„Er ist auf den Galeeren gewesen,“ sagte Thénardier. „Mein Gott, man weiß nicht, wer darauf ist, noch wer darauf kommen wird.“

Eines Abends behauptete der Schulmeister, sonst würde die Justiz sich darum gekümmert haben, was dieser Boulatruelle in dem Walde machte, und er hätte wohl sprechen müssen, da man ihn im Falle der Noth der Tortur unterworfen haben würde, zum Beispiel der Frage des Wassers.

„Wir wollen ihm die Weinfrage geben,“ sagte Thénardier.

Man that sich zusammen und gab dem alten Wegearbeiter zu trinken. Boulatruelle trank gewaltig viel und

sprach sehr wenig. Er verstand es auf wunderbare Weise, den Durst eines Schwelgers mit der Verschwiegenheit des Richters in Einklang zu bringen. Durch Erneuerung der Angriffe und durch Zusammenstellung gewisser dunkler Worte, die ihm entschlüpften, glaubten indeß Thénardier und der Schulmeister Folgendes zu verstehen.

Boulatruelle hatte eines Morgens, als er sich mit Tagesanbruch an seine Arbeit begab, in dem Wald in einem dichten Gebüsch einen Spaten und eine Hacke gefunden, die dort versteckt zu sein schienen. Indeß dachte er, es sei wahrscheinlich der Spaten und die Hacke des Vater Six-Fours, des Wasserträgers, und hatte weiter nicht darüber nachgedacht. Aber am Abend desselben Tages hatte er gesehen, ohne selbst bemerkt werden zu können, wie ein „Gewisser," der nicht aus der Gegend war und den er, Boulatruelle, sehr gut kannte, in das dichteste Gehölz hinein ging. Thénardier übersetzte diese Deutung mit: ein Bekannter aus dem Bagno. Boulatruelle hatte sich hartnäckig geweigert, den Namen zu nennen. Dieser „Gewisse" trug ein Päckchen, etwas Viereckiges, wie ein großes Kästchen oder einen kleinen Koffer. Boulatruelle war überrascht. Nach sieben oder acht Minuten indeß erst kam ihm der Gedanke, dem „Gewissen" zu folgen. Aber schon war es zu spät; denn Jener war im Gebüsch verschwunden, die Nacht war eingebrochen und Boulatruelle konnte ihn nicht auffinden. Nun entschloß er sich, den Saum des Waldes zu beobachten. Der Mond schien. Zwei oder drei Stunden darauf sah Boulatruelle aus dem Gebüsch seinen „Gewissen" wieder herauskommen, der jetzt nicht mehr das kleine Kästchen trug, sondern einen Spaten und eine Hacke. Boulatruelle hatte den „Gewissen" vorüber gehen lassen, ohne ihn anzureden, denn er sagte zu sich selbst, daß Jener drei oder vier Mal so stark wäre wie er, dabei bewaffnet mit einer Hacke, und ihn gewiß niederschlagen würde, wenn er ihn

erkannte und sich so erkannt sähe. Rührende Anhänglichkeit zweier alter Kameraden, die einander wiederfinden. Aber der Spaten und die Hacke waren ein Lichtstrahl für Boulatruelle gewesen. Er lief nach dem Dickicht und fand weder Spaten noch Hacke mehr dort. Daraus schloß er denn, daß sein „Gewisser" in das Holz gegangen war, mit der Hacke ein Loch gemacht, das Kästchen hineingelegt und das Loch dann mit dem Spaten wieder zugeworfen hätte. Das Kästchen war aber zu klein gewesen, um einen Leichnam enthalten zu können. Es mußte daher Geld enthalten. Deshalb seine Nachsuchungen. Boulatruelle hatte den ganzen Wald durchsucht, überall nachgegraben, wo er die Erde frisch aufgeworfen glaubte, aber alles vergeblich. Er hatte nichts entdeckt. Niemand dachte mehr daran in Montfermeil. Einige alte Klatschgevatterinnen sagten indeß: „Gewiß hat der Wegearbeiter von Gagny das Alles nicht umsonst gethan; sicher zeigte sich der Teufel."

III.

Die Kette mußte sehr beschädigt sein, um so durch einen einzigen Schlag des Hammers zertrümmert zu werden.

Gegen Ende October eben dieses Jahres 1823 sahen die Bewohner von Toulon in Folge eines heftigen Sturmes das Schiff der Orion in ihren Hafen einlaufen, um einige

Havarien auszubessern. Dieses Fahrzeug war durch den Sturm stark beschädigt worden, machte aber doch einen gewissen Eindruck, indem es auf der Rhede Anker warf. Es trug, ich weiß nicht welche Flagge, welche ihr den vorschriftsmäßigen Gruß von elf Kanonenschüssen einbrachte, die es Schuß um Schuß erwiederte, Summa zweiundzwanzig Schuß. Man hat berechnet, daß in solchen Signal- und Höflichkeitsgrüßen auf den Rheden und Citadellen auf der ganzen civilisirten Erde jährlich ungefähr für dreihundert Millionen Francs nutzlos in Rauch aufgehen. Während dessen sterben die Armen vor Hunger.

Das Jahr 1823 war das, welches die Restauration die Zeit des spanischen Krieges genannt hat.

Dieser Krieg enthält viele Ereignisse in einem einzigen, und eine Menge Sonderbarkeiten. Es war eine wichtige Familienangelegenheit für das Haus Bourbon; der französische Zweig unterstützte und beschützte den spanischen Zweig; der Herzog von Angoulême, den die liberalen Blätter den Helden von Andujar nannten, unterdrückte mit einer triumphirenden Haltung, der sein friedliches Gesicht ein wenig widersprach, den alten Terrorismus des heiligen Officiums, der mit dem eingebildeten Terrorismus der Liberalen im Kampfe lag; die Sansculotten erstanden zum großen Schrecken der Wohlgesinnten unter dem Namen der Descamisades; der Monarchismus trat dem Fortschritt, der Anarchie genannt wurde, hindernd entgegen; an der Seite des Sohnes von Frankreich, welcher Generalissimus war, trat der Prinz von Carignan, später Karl Albert, in diesen Kreuzzug der Könige gegen die Völker als Volontair mit den rothen wollenen Epaulettes eines Grenadiers ein; die Soldaten des Kaiserreichs zogen nach achtjähriger Ruhe gealtert, traurig und mit der weißen Cocarde in das Feld; die dreifarbige Fahne wurde im Auslande durch eine heldenmüthige Handvoll Franzosen entrollt, wie dreißig Jahre zuvor die weiße

Fahne in Coblenz. Frankreich vernichtete durch seine Waffen, was es durch seinen Geist geschaffen hatte. Wenig Blut wurde vergossen, wenig gewonnen, Schmach für einige, Ruhm für Niemand. So war jener Krieg, den Prinzen führten, die von Ludwig XIV. abstammten, und Generäle, die Napoleon gemacht hatte. Er hatte das traurige Loos, weder an den großen Krieg, noch an die große Politik zu erinnern.

Einige Waffenthaten waren wichtiger. Die Einnahme des Trocadero zum Beispiel war eine schöne militairische Handlung. Aber im Ganzen, wir wiederholen es, war die Sache kleinlich und verdächtig; der Gedanke der Bestechung entsprang aus dem leichten Siege und es schien, als hätte man mehr die Generäle, als die Schlachten gewonnen. Der siegreiche Soldat kehrte beschämt aus dem Feldzuge zurück. In den Falten der Fahnen schien man zu lesen: Bank von Frankreich.

Doch kehren wir zu dem Schiff Orion zurück.

Während der Operationen der Armee, welche der Prinz-Generalissimus kommandirte, kreuzte ein Escadre in dem mittelländischen Meere. Zu diesem Escadre gehörte auch der Orion, welcher durch Ereignisse zur See in den Hafen von Toulon geführt wurde.

Die Anwesenheit eines Kriegsschiffes in einem Hafen hat ein gewisses Etwas, das die Menge erregt und beschäftigt, das kommt daher, weil es groß ist und weil die Menge Alles liebt, was groß ist.

Ein Linienschiff ist die herrlichste Vereinigung des Genie's des Menschen mit der Gewalt der Natur. Deshalb sieht man in den Häfen eine Menge solcher Neugieriger, ohne daß sie sich selbst genau zu erklären wüßten, weshalb sie diese wunderbaren Maschinen des Krieges und der Schifffahrt betrachten.

Täglich waren deshalb vom Morgen bis zum Abend

die Quai's und die Werften des Hafens von Toulon mit einer Menge neugieriger Müßiggänger und Maulaffen, wie man sagt, bedeckt, welche nichts weiter zu thun hatten, als den Orion anzusehen. Der Orion war ein seit langer Zeit krankes Schiff. Auf seinen Fahrten hatten sich dichte Muschellagen an den Kiel angesetzt und die Schnelligkeit seines Laufes um die Hälfte verringert; man hatte ihn das Jahr zuvor trocken gelegt, um diese Muscheln abzukratzen, und es dann wieder in See geschickt. Aber durch dieses Abkratzen waren die Verbindungen des Kiels beschädigt worden und auf der Höhe der balearischen Inseln wurde das Schiff leck. Ein heftiger Aequinoctialwind kam hinzu und in Folge verschiedener Haverien mußte der Orion Toulon aufsuchen. Er ankerte in der Nähe des Arsenals.

Er war armirt und man besserte ihn aus, der Kiel war auf dem Steuerbord nicht beschädigt, allein man hatte hier und dort einige Planken losgerissen, um, wie es üblich war, die Luft in den Raum eindringen zu lassen.

Eines Morgens war die Menge, welche das Schiff betrachtete, Zeuge eines Ereignisses.

Die Schiffsmannschaft war damit beschäftigt, die Segel einzuschlagen. Der Mastwächter, der das große Marssegel einschlagen sollte, verlor das Gleichgewicht. Man sah ihn wanken und die auf den Quai des Arsenals dicht zusammengedrängte Masse stieß einen lauten Schrei aus. Der Kopf riß den Körper mit sich fort und der Mensch drehte sich um die Segelstange, indem er die Hand gegen den Abgrund ausstreckte; im Fallen ergriff er die falsche Pardune zuerst mit der einen, dann mit der andern Hand und blieb daran hängen. Das Meer lag in schwindelnder Tiefe unter ihm. Der Stoß seines Falles hatte die Pardune in eine heftig schwingende Bewegung versetzt. Der Mann schwankte an dem Ende dieser Leine hin und her, wie der Stein in der Schleuder.

Ihm zu helfen hieß sich einer ungeheuren Gefahr aussetzen. Keiner der Matrosen, welche sämmtlich erst zum Dienst an der Küste ausgehobene Fischer waren, wagte es. Indeß ermüdete der unglückliche Mastwächter; man konnte seine Todesangst nicht auf seinem Gesichte lesen, allein man erkannte an allen seinen Gliedern seine Erschöpfung. Seine Arme spannten sich auf furchtbare Weise an. Jede Anstrengung, die er machte, um wieder in die Höhe zu kommen, diente nur dazu, die Schwingungen der Pardune zu vergrößern. Er schrie nicht, aus Furcht, die Kraft zu verlieren. Man erwartet nur noch den Augenblick, wo er das Seil loslassen würde; und zuweilen wendeten sich alle Köpfe ab, um ihn nicht fallen zu sehen, wie eine reife Frucht vom Baum.

Plötzlich erblickte man in der Takelage einen Menschen, der mit der Gewandheit einer Tigerkatze in die Höhe kletterte. Dieser Mensch war roth gekleidet; es war ein Galeerenzüchtling. Er trug die grüne Mütze: ein lebenslänglich Verurtheilter. Zu der Höhe des Mastes gelangt, riß ein Windstoß ihm die Mütze ab und man erblickte einen ganz weißen Kopf; es war also kein junger Mensch mehr.

In der That war ein Galeerenzüchtling, mit einem Transport Anderer aus dem Bagno an Bord beschäftigt, gleich im ersten Augenblick zu dem Quart-Offizier geeilt, und während der allgemeinen Verwirrung und Zögerung der Schiffsmannschaft, während alle Matrosen zitterten und zurückwichen, hatte er den Offizier um die Erlaubniß gebeten, sein Leben wagen zu dürfen, um den Mastwächter zu retten. Auf ein bejahendes Zeichen des Offiziers hatte er mit einem Hammerschlag die um seinen Fuß geschmiedete Kette gesprengt, ein Tau ergriffen und sich in die Takelage hinaufgeschwungen. Niemand bemerkte in diesem Augenblicke, mit welcher Leichtigkeit die Kette zerbrach. Erst später erinnerte man sich daran.

In einem Nu war er auf den Raen. Er hielt einige Augenblicke inne und schien sie mit dem Blicke zu messen; diese Sekunden, während welcher der Wind den Mastwächter am äußersten Ende eines Seiles hin- und herschleuderte, schienen für die, welche das Alles ansahen, Jahrhunderte zu sein. Endlich erhob der Züchtling die Augen zum Himmel und that einen Schritt vorwärts. Die Menge athmete auf. Er lief auf den Raen entlang. An die Spitze gelangt, befestigte er dann das eine Ende des Strickes, den er mitgenommen hatte, ließ das andere Ende hängen, kletterte dann mit den Händen an diesem Seile hinab, und unter unaussprechlicher Aufregung sah die Menge jetzt statt eines Menschen zwei über dem Abgrunde schweben. Man hätte glauben können, eine Spinne zu sehen, die eine Fliege ergreift. Nur brachte hier die Spinne das Leben und nicht den Tod. Zehntausend Augen waren auf diese Gruppe gerichtet, kein Schrei, kein Wort; dieselbe Ergriffenheit furchte alle Stirnen. Jeder Mund hielt den Athem zurück, als hätten Alle gefürchtet, durch den geringsten Hauch den Wind zu steigern, der die beiden Unglücklichen schaukelte.

Indeß war es dem Galeerenzüchtling gelungen, sich in die Nähe des Matrosen herabzulassen. Es war die höchste Zeit; eine Minute länger und der Mensch ließ sich erschöpft und verzweifelnd in den Abgrund hinab stürzen. Der Züchtling band ihn fest an den Strick, an dem er sich mit der einen Hand hielt, während er mit der andern arbeitete. Endlich sah man ihn wieder auf die Raen klettern und den Matrosen sich nachziehen; er hielt hier einen Augenblick, um ihn wieder zu Kräften kommen zu lassen, nahm ihn dann in seine Arme und trug ihn auf den Raen bis zum Eselshaupt und von hier aus endlich an den Mastkorb, wo er ihn den Händen seiner Kameraden übergab.

In diesem Augenblicke jubelte die Menge Beifall; alle Stockmeister des Bagno weinten, Weiber fielen sich einander

in die Arme und mit einer Art von Wuth hörte man auf dem Quai alle Stimmen schreien: Begnadigung für diesen Menschen!

Er begann indeß wieder hinabzuklettern, um sich zu seinem Arbeitstrupp zu begeben. Um schneller an sein Ziel zu gelangen, ließ er sich in die Takelage hinabgleiten und lief dann auf einer der Unterraen hin. Alle Augen folgten ihm. In einem gewissen Augenblick empfand man Furcht: sei es, daß er ermüdet war, sei es, daß ihm schwindelte, genug, man glaubte zu sehen, daß er zögerte und schwankte. Plötzlich stieß die Menge einen lauten Schrei aus: der Galeerensträfling war in das Meer gefallen.

Der Sturz war gefährlich. Die Fregatte l'Algesiras ankerte nah am Orion und der arme Galeerensträfling war zwischen beiden Fahrzeugen hineingefallen.

Es war zu fürchten, daß er unter das eine oder das andere Schiff gerathen möchte. Vier Männer sprangen hastig in ein Boot. Die Menge ermuthigte sie; die Angst der Erwartung hatte sich auf's Neue aller Seelen bemächtigt; der Mensch war nicht wieder an die Oberfläche zurückgekehrt, Er war in dem Meere verschwunden, ohne einen Kreis zurückzulassen. Man tauchte unter, man ließ das Senkblei fallen. Aber Alles war vergeblich. Man suchte bis zum Abend, aber man konnte nicht einmal den Körper wiederfinden.

Am nächsten Tage enthielt das Journal von Toulon die folgenden Zeilen: — „17. November 1823. — Gestern ist ein Galeerenzüchtling, der am Bord des Orion Dienst verrichtete, als er einen Matrosen Beistand gebracht hatte, in das Meer gefallen und ertrunken. Man konnte seine Leiche nicht wiederfinden. Man vermuthet, daß er unter das Pfahlwerk der Spitze des Arsenals gerathen ist. Dieser Mensch war unter der Nummer 9430 eingeschrieben und hieß Jean Valjean."

Cosette.

Drittes Buch.

Erfüllung des der Todten gegebenen Versprechens.

I.

Die Wasserfrage in Montfermeil.

Montfermeil liegt zwischen Livry und Chelles am südlichen Rande jener Hochebene, welche die Ourque von der Marne trennt. Gegenwärtig ist es ein ziemlich großer Flecken, geschmückt das ganze Jahr lang durch zierliche Villa's und am Sonntag durch geputzte Bürger. 1823 gab es in Montfermeil weder so viele weiße Häuser, noch so viele zufriedene Einwohner: es war nur ein Walddorf. Man fand zwar hier und dort einige Lusthäuser des vergangenen Jahrhunderts, bekanntlich an ihrem vornehmen Wesen, ihren Balcons von zierlich gearbeiteten Eisen, ihren langen Fenstern mit kleinen Scheiben und geschlossen durch Laden von allen möglichen Gattungen des Grün. Aber Montfermeil war nichtsdestoweniger ein Dorf. Die zur Ruhe gesetzten Tuchhändler und die Anhänger des Aufenthaltes auf dem Lande hatten es noch nicht entdeckt. Es war ein friedlicher reizender Ort, an keiner Straße gelegen, man lebte dort jenes wohlfeile Buschleben, das so leicht ist und solchen Ueberfluß gewährt. Nur war das Wasser wegen der Höhe der Ebene knapp. Man mußte es ziemlich weit herbeiholen.

Das Ende des Dorfes auf der Seite von Gagny nahm sein Wasser aus den herrlichen Teichen, die dort am Hause lagen; das andere Ende, welches die Kirche umgiebt und auf der Seite von Chelles liegt, fand trinkbares Wasser nur in einer kleinen Quelle, nahe der Straße von Chelles, ungefähr eine Viertelstunde von Montfermeil entfernt. Die Versorgung mit Wasser war daher für jede Haushaltung ein ziemlich lästiges Geschäft. Die großen Wirthschaften, die Aristokratie, und zu diesem gehörte auch die Kneipe Thénardier, zahlten einen Liard für den Eimer Wasser an einen Menschen, der die Zuführung des Wassers zu seinem Geschäft gemacht hatte und dadurch ungefähr acht Sous täglich verdiente, aber dieser Mensch arbeitete nur bis sieben Uhr Abends im Sommer, und bis fünf Uhr im Winter. Wer mit Anbruch der Dunkelheit, sobald die Laden geschlossen waren, kein Wasser zu trinken hatte, mußte sich selbst welches holen oder es entbehren.

Dies war der Schrecken des armen Geschöpfes, das der Leser noch nicht vergessen hat, der kleinen Cosette. Man erinnert sich, daß Cosette den Thénardiers auf doppelte Weise nützlich war; sie ließen sich von der Mutter bezahlen und von dem Kinde bedienen. Als nun die Mutter gänzlich aufhörte zu zahlen, behielten die Thénardiers Cosette; sie ersetzte ihnen eine Magd. In dieser Eigenschaft war sie es, welche das Wasser holen mußte, welches erforderlich war. Das Kind, welches den Gedanken fürchtete, in der Nacht zu der Quelle zu gehen, sorgte daher schon eifrig dafür, daß das Wasser im Hause niemals fehlte.

Weihnachten des Jahres 1823 war in Montfermeil besonders glänzend. Der Anfang des Winters war mild. Noch immer hatte es weder gefroren noch geschneit. Seiltänzer, welche von Paris gekommen waren, hatten von dem Herrn Maire die Erlaubniß erhalten, ihre Bude in der großen Straße des Dorfes aufzuschlagen, und ein Haufe

wandernder Krämer hatte unter gleicher Erlaubniß auf dem Platze bei der Kirche und bis an das Bäckergäßchen, in welchem, wie man sich erinnert, die Kneipe der Thénardiers lag, Schuppen aufgeschlagen. Dadurch wurden die Gasthöfe und die Wirthshäuser gefüllt und der kleine ruhige Ort gewann ein lärmendes und heiteres Leben. Um ein treuer Geschichtsschreiber zu sein, müssen wir sogar erwähnen, daß unter den Merkwürdigkeiten, die auf dem Kirchplatze zur Schau gestellt wurden, auch eine Menagerie sich befand, in welcher abscheuliche Possenreißer 1823 den Bauern von Montfermeil einen jener abschreckenden Geier Brasiliens zeigten, welche unser Museum erst seit 1845 besitzt, und deren Auge eine dreifarbige Cocarde ist. Einige alte bonapartistische Soldaten, die in dem Dorfe bettelten, betrachteten dies Thier voll frommer Bewunderung. Die Marktschreier bezeichneten die dreifarbige Cocarde als ein Wunder, welches der gute Gott ausdrücklich der Menagerie zu Liebe vollbracht hatte.

Am Weihnachtsabend selbst saßen mehrere Leute, Kärrner und Hausirer in dem niedern Saale des Wirthshauses der Thénardiers um einen Tisch und tranken bei der spärlichen Beleuchtung von vier oder fünf Lichtern. Dieser Saal glich allen Räumen der Schenke; Tische und zinnerne Krüge, Flaschen, Trinker, Raucher; wenig Licht, viel Lärm. Das Jahr 1823 zeichnete sich indeß durch zwei Gegenstände aus, die damals in der Mode waren und die hier auf einem Tisch sich befanden, nämlich ein Kaleidoscop und eine Lampe von moirirten Blech. Die Thénardier sah nach dem Abendessen, welches über einen guten Feuer stand; er, der Thénardier, trank mit seinen Gästen und sprach von Politik.

Außer diesen politischen Plaudereien hörte man in dem allgemeinen Gewirre auch ganz lokale Mittheilungen wie z. B.

„Bei Nanterre und Suresne ist die Weinlese reich

gewesen. Wo man auf zehn Stück rechnete, hat man zwölf bekommen. Die Trauben haben in der Presse viel ausgegeben. — Aber sie können nicht reif gewesen sein? — Das thut nichts; der Wein wird hier immer schon im Frühjahr süß &c. Oder ein kleiner Müller rief:

„Sind wir verantwortlich für das, was in den Säcken ist? Wir finden darin eine Menge kleiner Körner, die wir nicht auslesen können und die unter den Mühlstein kommen müssen, es ist Wicke, Fuchsschwanz, Senfsaamen und anderes Zeug, ungerechnet noch die kleinen Steine, die besonders in dem Korn der Bretagne sehr oft vorkommen. Ich finde ebenso wenig Gefallen daran, Bretagner Korn zu malen, wie die Holzsäger Balken zu sägen, in denen Nägel stecken. Man kann sich denken, was das für Mehl giebt, und dann klagt man noch darüber, das Mehl ist nicht unsere Schuld."

Im andern Theile des Gemaches wurden ähnliche Gespräche, je nach dem Stande der Sprechenden geführt.

Cosette war an ihrem gewöhnlichen Platz. Das heißt auf der unteren Leiste des Küchentisches in der Nähe des Kamins. Sie war in Lumpen gekleidet, barfuß in Holzschuhen, und strickte bei dem Scheine des Feuers wollene Strümpfe für die kleinen Thénardiers. Ein ganz junges Kätzchen spielte unter den Stühlen. Man hörte in einem anstoßenden Gemache zwei helle Kinderstimmen lachen und scherzen; es waren Eponine und Azelma.

In der Ecke neben dem Kamin hing ein großer hölzerner Hammer an einem Nagel.

Zuweilen hörte man das Geschrei eines ganz kleinen Kindes, das sich irgendwo im Hause befand, das allgemeine Geräusch durchdringen. Es war ein Knabe, den die Thénardier während eines der letzten Winter geboren hatte, — „ohne zu wissen weshalb," sagte sie, und der jetzt etwas unter drei Jahre zählte. Die Mutter hatte ihn gestillt,

aber sie liebte ihn nicht. Wenn das Geschrei des Kleinen zu lästig wurde, sagte Thénardier:

„Dein Sohn plerrt;“ sieh doch nach, was er will?“

„Ei was,“ erwiderte die Mutter, „laß ihn schreien.“

Und der verlassene Kleine fuhr in der Dunkelheit zu schreien fort.

II.

Vervollständigung zweier Portraits.

Man hat in diesem Buch von den Thénardiers bisher nur erst das Profil gesehen; der Augenblick ist gekommen, dies Paar aus allen Gesichtspunkten zu betrachten.

Thénardier hatte seine fünfzig Jahre zurückgelegt; Frau Thénardier stand dem vierzigsten Jahre nahe, welches das Fünfzigste der Frau ist; auf diese Weise fand zwischen dem Alter der Frau und dem des Mannes das richtige Gleichgewicht statt.

Die Leser haben vielleicht seit der ersten Erscheinung dieser Thénardier eine Erinnerung an die große, blonde, rothe, dicke, fleischiche, riesige und bewegliche Frau bewahrt. Sie gehörte, wie wir erwähnten, zu dem Geschlechte jener colossalen Wilden, die sich auf den Jahrmärkten sehen lassen und an ihre Haare große Gewichte hängen. Sie besorgte in dem Hause Alles, die Betten, die Zimmer, die Wäsche, die Küche, den Regen, das schöne Wetter, den Teufel. Als einzige Dienerin hatte sie Cosette, eine Maus im Dienste

eines Elephanten. Alles zitterte bei dem Klange ihrer Stimme; die Fensterscheiben, die Meubel, die Leute. Ihr breites mit rothen Flecken bedecktes Gesicht hatte das Aussehen eines Schaumlöffels. Sie war bärtig. Sie konnte als das Ideal eines Lastträgers in Weiberkleidung gelten. Sie fluchte fleißig; sie rühmte sich, eine Nuß mit einem Faustschlage zerschmettern zu können. Ohne die Romane, die sie gelesen hatte und welche Ursache waren, daß unter diesem leiblichen Wärwolf sich zuweilen eine Zierpuppe zeigte, würde Niemand auf den Gedanken gekommen sein, von ihr zu sagen: das ist ein Weib.

Diese Thénardier war so etwas wie die Wirkung einer Propfung des Fischweibes auf eine Dirne. Hörte man sie sprechen, so sagte man: „Das ist ein Kärrner," — sah man sie Cosette behandeln, so sagte man: „Das ist der Henker." — Im Zustande der Ruhe stand ihr ein Zahn aus dem Munde hervor.

Thénardier war ein kleiner, magerer, bleicher, eckiger, knochiger, schwächlicher Mensch, der kränklich aussah, sich aber ganz vortrefflich befand: damit fing seine Betrügerei an. Er lächelte gewöhnlich aus Vorsicht, war so ziemlich höflich gegen alle Welt, selbst gegen den Bettler, dem er einen Liard verweigerte. Er hatte den Blick eines Marders und das Aussehen eines Gelehrten. Er glich sehr dem Portraits Abbé Delille's. Seine Koketterie bestand darin, mit den Kärrnern zu trinken. Niemand hatte ihn jemals betrunken machen können. Er rauchte aus einer großen Pfeife, er trug eine Blouse und unter der Blouse einen alten schwarzen Rock. Er machte Anspruch auf Literatur und Materialismus. Er sprach gewisse Namen sehr oft aus um das, was er sagte, dadurch zu unterstützen; Voltaire, Raynal, Parny und, sonderbar genug, den heiligen Augustin. Er versicherte ein System zu haben. Uebrigens war er ein großer Gauner wie es dergleichen giebt. Man erinnert sich,

daß er behauptete, gedient zu haben; er erzählte mit einiger Prahlerei, daß er als Sergeant in irgend einem 6. oder 9. Regiment bei Waterloo allein gegen eine ganze Schwadron todtenköpfiger Hussaren mit seinem Körper einen schwer verwundeten General gegen das Kartätschenfeuer gedeckt und gerettet hätte. Daher rührt sein prahlerisches Wirthshausschild und fand seine Kneipe in der Gegend den Namen: „Schenke des Sergeanten von Waterloo.“ Er war liberal, classisch und bonapartistisch. Er hatte für die Kleinkinderbewahranstalt unterzeichnet. Im Dorf sagte man, er hätte studirt, um Priester zu werden.

Wir glauben, daß er ganz einfach in Holland studirt hatte, um Schankwirth zu werden. Allem Anschein nach war dieser Lumpenkerl etwas Flamländer aus Lille in Flandern, Franzose in Paris, Belgier in Brüssel. Seine Tapferkeit bei Waterloo kennt man. Wie man sieht, übertrieb er ein wenig. Das Element seiner Existenz war das Verworrene, das Abenteuerliche; ein zerrissenes Gewissen zieht ein unordentliches Leben nach sich und wahrscheinlich gehörte Thénardier in der stürmischen Zeit des 18. Juni jenen marodirenden Marketender an, deren wir erwähnten, welche sich auf den Landstraßen umhertreiben, diesen verkaufen, jenen bestehlen und in Familien, Männer, Weiber und Kinder in irgend einen erbärmlichen Fahrzeuge hinter den marschirenden Truppen mit dem Instincte herziehen, sich stets an die siegreiche Armee anzuhängen. Als der Feldzug beendigt war, hatte er in Montfermeil seine Schenke eröffnet, da er, wie er sagte: „du quibus“ hatte.

Dieses quibus, welches aus Börsen und Uhren, goldenen Ringen und silberen Kreuzen bestand, die aus dem Saatfeld der umherliegenden Häuser geerntet waren, bildete keine sehr große Summe, und hatte den zum Schankwirth gewordenen Marketender nicht weit geführt.

Thénardier hatte etwas von jenem geraden Wesen,

das im Verein mit einer Ruhe an die Kaserne und mit dem Zeichen des Kreuzes an das Seminar erinnert. Er war ein Schönredner. Er ließ glauben, daß er gelehrt sei. Indeß hatte der Schulmeister bemerkt, daß er Schnitzer machte. Er verstand sich ganz vortrefflich darauf, den Reisenden die Rechnungen zu schreiben. Erfahrene Augen aber wollten zuweilen darin orthographische Fehler entdecken. Thénardier war tückisch, leckerhaft, träge und gewandt. Er verachtete seine Dienstmädchen nicht, weßhalb seine Frau keine mehr annahm. Diese Riesin war eifersüchtig. Es schien ihr, als ob dieser magere, gelbe, kleine Mann ein Gegenstand allgemeinen Begehrens sein müßte.

Thénardier war vor Allem in Folge seiner Verschlagenheit ein Schuft von der gemäßigten Gattung. Dies ist die allerschlimmste; die Heuchelei mischt sich hinein.

Thénardier war übrigens bei Gelegenheit des Zornes ebenso gut fähig, wie seine Frau. Dergleichen Ausbrüche zeigten sich zwar selten, aber da er eine Brust voll Haß in sich trug und zu jenen Leuten gehörte, welche sich beständig an jeden Menschen für das rächen wollen, was ihnen Unangenehmes oder Schmerzliches begegnet ist, war er dann fürchterlich. Wehe Jedem, der ihm bei seiner Wuth in die Hände fiel!

Außer allen diesen übrigen Eigenschaften war Thénardier aufmerksam und scharfsichtig, schweigsam oder schwatzhaft, je nach der Gelegenheit, und jederzeit außerordentlich klug. Er hatte etwas von dem Blicke der Seeleute, die gewöhnt sind, mit den Augen zu blinzeln. Thénardier war ein Staatsmann.

Jeder, der in die Schenke trat, sagte, indem er die Thénardier sah: das ist der Herr vom Hause. Irrthum. Sie war nicht einmal Herrin desselben. Herr und Herrin in einer Person, das war der Mann. Sie wirkte, er schuf. Er leitete Alles durch eine Art unsichtbarer und fortwäh-

render energischer Einwirkung. Ein Wort genügte ihm, zuweilen ein Zeichen, der Mastodon gehorchte. Thénardier war für die Thénardier, ohne daß sie sich davon Rechenschaft zu geben vermochte, ein besonderes und gebietendes Wesen. Wäre sie jemals im Widerspruch mit den Ansichten des „Herrn Thénardier" gewesen, eine übrigens unmögliche Hypothese, so würde sie doch nie ihrem Manne öffentlich in irgend einer Weise Unrecht gegeben haben.

Nie hätte sie in Gegenwart Fremder den Fehler begangen, dessen die Frauen sich so häufig schuldig machen, die Herrschaft zu zeigen.

Obgleich ihre Uebereinstimmung zur Wirkung nur das Böse hatte, lag doch Ueberlegung in der Unterwerfung der Thénardier gegen ihren Mann. Dieser Berg des Lärmens und des Fleisches wurde durch den kleinen Finger des gebrechlichen Despoten gelenkt. Von der komischen Seite betrachtet, liefert das Verhältniß der beiden Gatten den Beweis für den allgemeinen Satz: Unterwerfung der Materie unter den Geist. Es lag in Thénardier etwas Unergründliches; daher die unbedingte Herrschaft dieses Mannes über dieses Weib.

Diese Frau war ein furchtbares Geschöpf, welches Niemanden liebte, als ihre Kinder, Niemanden fürchtete, als ihren Mann. Sie war Mutter, weil sie zur Gattung der Säugethiere gehörte. Uebrigens blieb ihr mütterliches Gefühl bei ihren Töchtern stehen und erstreckte sich, wie man sehen wird, nicht bis auf die Knaben. Er, Thénardier, hatte nur den einen Gedanken: sich zu bereichern.

Es gelang ihm nicht. Ein passender Schauplatz fehlte diesem großen Talente. Thénardier richtete sich in Montfermeil zu Grunde, wenn dies für die Null möglich ist; in der Schweiz oder in den Pyrenäen würde dieser Mensch ohne einen Sou Millionair geworden sein. Aber wo das Schicksal den Gastwirth hinweist, da muß er wirken.

Man begreift wohl, daß das Wort Gastwirth hier in einem beschränkten Sinne angewendet wird, und sich nicht auf eine ganze Klasse ausdehnt.

In eben diesem Jahre 1823 wurde Thénardier durch eine Last von ungefähr 1500 Francs schreiender Schulden bedrückt, und dies machte ihn sorgenvoll.

Wie groß auch die hartnäckige Ungerechtigkeit des Schicksals gegen ihn sein mochte, gehörte doch Thénardier zu jenen Menschen, welche am besten und auf die modernste Weise das anerkennen, was bei den barbarischen Völkern eine Tugend ist, bei den civilisirten eine Waare: die Gastfreundschaft. Uebrigens war er ein ausgezeichneter Wildschütz. Er hatte ein eigenthümliches ruhiges und kaltes Lachen, das ganz besonders gefährlich war.

Seine Theorieen als Schankwirth zuckten zuweilen gleich Blitzen bei ihm hervor. Er hatte einzelne Aussprüche, die er dem Geiste seiner Frau einimpfte. — „Die Pflicht eines Gastwirths," sagte er eines Tages heftig, doch mit leiser Stimme, zu ihr, „ist, dem Ersten, der bei ihm einspricht, Ruhe, Licht, Feuer, schmuzige Betttücher, die so rein als möglich sein müssen, Fleischgerichte, Wanzen, Flöhe und Lächeln zu verkaufen; die Vorüberkommenden anzuhalten, die kleinen Geldbeutel zu leeren und die großen auf rechtschaffene Weise zu erleichtern, voll Achtung den reisenden Familien ein Obdach zu gewähren, den Mann zu raspeln, die Frau zu rupfen, die Kinder zu entfedern; das offene Fenster, das geschlossene Fenster, die Ecke am Herde, den Armstuhl, den Sessel, den Schemel, das Federbett, die Matratze, das Bund Stroh auf die Rechnung zu setzen; zu wissen, um wie viel das Spiegelbild den Spiegel abnutzt, und das Alles zu veranschlagen, kurz bei den 500,000 Teufeln den Reisenden Alles bezahlen zu lassen bis zu den Fliegen, die sein Hund frißt!"

Dieser Mann und diese Frau waren die miteinander

verheirathete List und Wuth, ein abscheuliches und entsetzliches Gespann.

Während der Mann überlegte und berechnete, dachte die Frau nicht an die abwesenden Gläubiger, sorgte sich weder um das Gestern noch um das Morgen, und lebte für den Augenblick ihren heftigen Gefühlen.

So waren diese beiden Geschöpfe. Cosette stand zwischen ihnen, erduldete ihren doppelten Druck wie ein Wesen, das zugleich durch einen Mühlstein zerquetscht und durch eine Zange geschunden wird. Der Mann und die Frau hatten jeder ein anderes Benehmen; Cosette wurde mit Schlägen überschüttet, das rührte von der Frau her; sie ging im Winter barfuß, das kam von dem Manne.

Cosette lief Trepp auf, Trepp ab, wusch, scheuerte, kehrte, rannte, arbeitete sich ab, wurde athemlos und vollbrachte, so schwächlich sie auch war, schwere Arbeiten. Kein Mitleid; eine grausame Herrin, ein heftiger Herr. Die Schenke Thènardier's glich einem Spinnennetz, in welchem Cosette gefangen und zitternd hing. Das Ideal der Bedrückung wurde durch diese finstere Häuslichkeit verwirklicht. Es war so etwas wie die Fliege, die den Spinnen dienstbar ist.

Das arme leidende Kind schwieg.

Wenn diese armen Wesen, ganz klein, ganz nackt, sich von allem Anfang an so unter den Menschen befinden, was geht dann in ihren Seelen vor?

III.

Die Menschen brauchen Wein und die Pferde Wasser.

Es waren vier neue Reisende eingetroffen.

Cosette war traurig und träumerisch, denn obgleich sie erst acht Jahre zählte, hatte sie doch schon so viel gelitten, daß sie mit dem trüben Wesen einer bejahrten Frau träumte. Ihr Auge war schwarz von einem Faustschlage, den die Thénardier ihr versetzt hatte, und er, Thénardier, bemerkte darüber von Zeit zu Zeit: „Ist die häßlich mit ihrem Pflaster auf dem Auge!“

Cosette dachte daran, daß es Nacht war, vollkommen Nacht, und daß sie unerwartet die Wasserflaschen in den Zimmern der plötzlich eingekehrten Fremden neu füllen müßte, daß aber kein Wasser mehr vorräthig sei.

Etwas fühlte sie sich dadurch beruhigt, daß man in dem Hause Thénardier's gewöhnlich nicht viel Wasser trank. Es fehlte hier zwar nicht an Leuten, die Durst hatten; allein es war jener Durst, der lieber zu der Flasche als zu dem Kruge seine Zuflucht nimmt. Wer unter all' den Gläsern Wein ein Glas Wasser verlangt hätte, würde den Uebrigen wie ein Wilder vorgekommen sein. Dennoch gab es einen Augenblick, in welchem das Kind zitterte. Die Thénardier hob den Deckel einer Casserole auf, die auf dem Herd kochte, ergriff dann ein Glas, und näherte sich dem Wasserbehälter. Sie drehte den Hahn desselben; das Kind hatte den Kopf erhoben, und folgte ängstlich allen Bewegungen ihrer

Gebieterin. Ein dünner Wasserstrahl entquoll dem Hahn, und füllte das Glas zur Hälfte.

„Ei", sagte die Thénardier, „es ist kein Wasser mehr darin!" Dann entstand ein Augenblick des Stillschweigens. Das arme Kind athmete nicht.

„Ei," fuhr die Thénardier fort, indem sie das halbgefüllte Glas ansah, „es wird auch daran genug sein."

Cosette machte sich wieder an ihre Arbeit, allein länger als eine Viertelstunde fühlte sie ihr Herz in der Brust heftig klopfen.

Sie zählte die Minuten, die so verflossen, und gern wünschte sie den nächsten Morgen herbei.

Von Zeit zu Zeit blickte einer der Trinker auf die Straße und rief aus: „Die Nacht ist schwarz wie ein Backofen! oder — man muß eine Katze sein, um bei solcher Dunkelheit ohne Laterne über die Straße zu gehen."

Cosette erbebte darüber.

Plötzlich trat einer der Hausirer, die in dem Hause wohnten, ein und sagte mit harter Stimme:

„Man hat meinen Pferden nicht zu saufen gegeben."

„O doch, gewiß," sagte die Thénardier.

„Ich sage Ihnen, nein, Mutter," entgegnete der Kaufmann.

Cosette war unter dem Tisch hervorgekrochen.

„O freilich, lieber Herr!" sagte sie; „das Pferd hat gesoffen aus dem Eimer, aus dem vollen Eimer, und ich selbst habe ihm zu saufen gebracht und dabei mit ihm gesprochen."

Das war nicht wahr. Cosette log.

„Das ist ein Ding, groß wie eine Faust und lügt wie ein Haus," rief der Krämer. „Ich sage Dir, mein Pferd hat nicht gesoffen, kleine Schelmin. Es hat eine Art, zu prusten, wenn es nicht gesoffen hat, die ich sehr gut kenne."

Cosette beharrte bei ihrer Versicherung, und fügte mit

einer Stimme, welche durch die Todesangst so heiser wurde, daß man sie kaum verstehen konnte, hinzu:

„Es hat sogar sehr viel gesoffen."

„Ei was," rief der Krämer zornig, „das Alles ist nichts; man gebe meinem Pferde zu saufen und mache ein Ende damit!"

Cosette kroch wieder unter den Tisch.

„Ja, das ist wirklich wahr," sagte endlich die Thénardier, „wenn das Thier nicht gesoffen hat, so muß es zu saufen bekommen."

Dann blickte sie umher und sagte:

„Nun, wo ist sie denn?"

Sie bückte sich und entdeckte Cosette, die am andern Ende des Tisches beinahe unter den Füßen der Trinker enge zusammengekauert saß.

„Wirst Du kommen?" schrie die Thénardier.

Cosette kam aus der Art von Loch hervor, in welches sie sich geflüchtet hatte. Die Thénardier gebot ihr:

„Du kleiner Hund, gieb dem Pferde zu saufen."

„Ach Madame," sagte Cosette schüchtern, „es ist kein Wasser da."

Die Thénardier riß die Straßenthür weit auf und sagte:

„Nun, dann hole welches."

Cosette senkte den Kopf und nahm einen großen leeren Eimer, der in der Ecke neben dem Kamine stand.

Dieser Eimer war größer wie sie selbst, und das Kind hätte sich mit Bequemlichkeit hineinsetzen können.

Die Thénardier trat wieder an den Heerd, kostete mit einem hölzernen Löffel, was in der Casserole war, und brummte dabei:

„Es ist Wasser in der Quelle. — Es ist so nicht schlechter. Ich glaube, ich hätte die Zwiebeln sparen können."

Dann kramte sie in einem Schubfache, in welchem kleines Geld, Pfeffer und Charlotten unter einander lagen.

„Da nimm, Kröte," fügte sie hinzu, „und auf dem Rückwege bringst Du ein grobes Brod von dem Bäcker mit. Hier hast Du funfzehn Sous."

Cosette hatte eine kleine Tasche in ihrer Schürze; sie nahm das Geldstück, ohne ein Wort zu sagen, und steckte es in die Tasche.

Dann blieb sie regungslos mit dem Eimer in der Hand vor der offenen Thür stehen. Sie schien zu erwarten, daß man ihr zu Hülfe käme.

„Mach fort," schrie die Thénardier. Cosette ging. Die Thür schloß sich hinter ihr.

IV.

Eine Puppe tritt auf.

Die Reihe der Buden, welche auf dem Platze um die Kirche aufgeschlagen waren, reichten, wie man sich erinnern wird, bis zu der Schenke Thénardier's. Diese Buden waren wegen des baldigen Vorüberkommens der Bewohner, die zur Mette gingen, sämmtlich mit Lichtern beleuchtet, die in Papierlaternen brannten, was nach der Versicherung des Schulmeisters von Montfermeil, der jetzt bei Thénardier saß, eine „zauberhafte Wirkung" hervorbrachte. Dafür sah man aber auch am Himmel nicht einen einzigen Stern.

Die letzte dieser Buden, gerade der Thür Thénardier's

gegenüber, war eine Spielwaarenbude, ganz angefüllt mit blitzenden Tändeleien, Glas- und Blechwaaren. In die erste Reihe und sogar vor dieselbe hatte der Kaufmann auf ein weißes Tuch eine Puppe gestellt, die beinahe zwei Fuß hoch war, ein Kleid von rosarothem Krepp und goldene Kornähren auf dem Kopfe hatte, dabei wirkliche Haare und Glasaugen. Den ganzen Tag über hatte dieses Wunderwerk das Staunen der Vorübergehenden unter zehn Jahren erregt, ohne daß in ganz Montfermeil eine einzige Mutter reich genug oder liebevoll genug war, um ihrem Kinde damit ein Geschenk zu machen. Eponine und Azelma hatten die Puppe stundenlang betrachtet, und selbst Cosette hatte es, freilich nur ganz flüchtig, gewagt, sie anzusehen.

In dem Augenblick, als Cosette mit ihrem Eimer in der Hand aus dem Hause trat, konnte sie sich, so traurig und niedergeschlagen sie auch war, nicht enthalten, die Augen auf die wundervolle Puppe zu richten, die Dame, wie sie sie nannte. Das arme Kind blieb ganz versteinert stehen. Sie hatte die Puppe noch nicht in der Nähe gesehen. Die ganze Bude schien ihr ein Palast zu sein; die Puppe war keine Puppe, sondern eine Vision.

Es waren die Freude, der Glanz, der Reichthum, das Glück, welche in einer eingebildeten Strahlenkrone dem unglücklichen kleinen Wesen erschienen, welches so tief in Elend schmachtete und Kälte steckte.

Cosette maß mit jenem natürlichen Scharfsinn, der der Kindheit eigen ist, voll Trauer den Abgrund, der sie von dieser Puppe trennte. Sie sagte sich, daß man eine Königin oder mindestens eine Prinzessin sein müßte, um solch ein „Ding" zu haben. Sie betrachtete das schöne rosa Kleid, die glatten prachtvollen Haare und dachte: Wie glücklich muß diese Puppe sein! Ihre Augen vermochten es nicht, sich von dieser phantastischen Puppe abzuwenden. Je mehr sie hinsah, desto mehr fühlte sie sich geblendet. Sie glaubte das

Paradies zu erblicken. Es standen hinter der großen Puppe noch andere, die ihr als Feen und Genien erschienen. Der Kaufmann, der im Hintergrund seiner Bude auf- und niederging, kam ihr fast vor wie der ewige Vater.

Ueber ihrer Bewunderung vergaß sie Alles, selbst den Auftrag, den sie erhalten hatte. Plötzlich rief die rauhe Stimme der Thénardier sie in die Wirklichkeit zurück.

„Wie, Maulaffe, Du bist noch nicht fort? Na warte, ich will Dir helfen! Was macht sie denn nur da? Kleines Ungeheuer, vorwärts!"

Die Thénardier hatte einen Blick auf die Straße gerichtet und dabei die entzückte Cosette bemerkt.

Cosette entfloh mit ihrem Eimer und machte so große Schritte, wie sie nur irgend konnte.

V.

Einsamkeit.

Da die Schenke Thénardier's in dem Theile des Dorfes lag, welcher nahe der Kirche war, mußte Cosette aus der Waldquelle auf der Seite von Chelles das Wasser holen.

Sie sah nicht mehr auf eine einzige Bude. So lange sie sich in dem Bäckergäßchen und in der Umgebung der Kirche befand, beleuchteten die illuminirten Buden ihren Weg, aber bald verschwand der letzte Lichtschimmer. Das arme Kind erblickte sich in der Dunkelheit. Sie drang

immer tiefer in dieselbe ein, doch da eine gewisse Aufregung sich ihrer bemächtigte, rührte sie während des Gehens so heftig als möglich den Henkel des Eimers. Das machte ein Geräusch, welches ihr Gesellschaft leistete.

Je weiter sie ging, desto dichter wurde die Finsterniß. Niemand war mehr auf der Straße zu sehen. Dennoch begegnete sie einer Frau, die sich umwendete, als sie sie vorüberkommen sah, regungslos stehen blieb und zwischen den Zähnen murmelte: „Wohin kann denn nur das Kind gehen? Ist es denn etwa ein kleiner Kobold?"

Dann erkannte die Frau Cosette und sagte:

„Ei sieh, es ist die Lerche."

Cosette durchschritt so das Labyrinth der gewundenen und öden Gassen, welche das Dorf Montfermeil in der Richtung von Chelles schließen. So lange sie Häuser und sogar nur Mauern zu beiden Seiten ihres Weges hatte, schritt sie kühn vorwärts; von Zeit zu Zeit sah sie den Schimmer eines Lichts durch die Spalten eines Ladens; das war Licht und Leben, denn es gab dort Menschen und das beruhigte sie. Je weiter sie indeß kam, desto langsamer wurde ganz unwillkürlich ihr Gang. Als Cosette an der Ecke des letzten Hauses vorüber war, blieb sie stehen. Weiter zu gehen, als die letzte Bude, war schwierig gewesen; weiter zu gehen, als das letzte Haus, wurde unmöglich. Sie setzte den Eimer an den Boden, fuhr sich mit der Hand durch das Haar, kratzte sich langsam den Kopf, eine Bewegung, die den erschreckten und unentschlossenen Kindern eigen ist. Das war hier nicht mehr Montfermeil, sondern es war das offene Feld. Ein schwarzer öder Raum lag vor ihr. Sie betrachtete voll Verzweiflung diese Finsterniß, in der es keinen Menschen gab, sondern nur Thiere und vielleicht Gespenster. Sie sah scharf hin und hörte den Huftritt der Thiere im Grase und sah deutlich die Gespenster, die zwi-

schen den Bäumen umherhuschten. Nun ergriff sie den Eimer wieder; die Furcht verlieh ihr Verwegenheit.

„Ei was," sagte sie, „ich werde ihm sagen, es ist kein Wasser mehr zu finden!"

Und entschlossen kehrte sie nach Montfermeil zurück.

Kaum hatte sie hundert Schritte gethan, als sie wieder stehen blieb und sich auf's neue im Kopfe kratzte. Jetzt erschien ihr die Thénardier entsetzlich mit ihrem Hyänenmaul und ihrem flammenden Zorn in den Augen. Das Kind richtete einen kläglichen Blick rückwärts. Was sollte sie thun, was sollte aus ihr werden? wohin sollte sie gehen? Vor sich hatte sie das Gespenst der Thénardier, hinter sich alle Geister der Nacht und des Waldes. Vor der Thénardier aber bebte sie stärker zurück. Sie schlug wieder den Weg nach der Quelle ein und fing an zu laufen. Laufend verließ sie das Dorf, laufend trat sie in den Wald, sah nichts mehr, hörte nichts mehr. Sie hielt in ihrem Laufe erst inne, als der Athem ihr ausging, aber sie blieb deshalb nicht stehen, sondern ging wie außer sich immer weiter.

Während ihres Laufens hätte sie weinen mögen.

Das nächtliche Rauschen des Waldes hüllte sie jetzt ein.

Sie dachte nichts mehr, sie sah nichts mehr. Die ungeheure Nacht stand diesem kleinen Wesen gegenüber. Auf der einen Seite Alles Finsterniß, auf der andern ein Atom.

Es war nur eine Strecke von sieben oder acht Minuten von dem Saume des Waldes bis zu der Quelle. Cosette kannte den Weg, den sie am Tage mehrmals gemacht hatte. Sie verirrte sich auch jetzt nicht. Eine Art von Instinct leitete sie. Gleichwohl richtete sie die Augen weder nach der rechten noch nach der linken Seite, aus Furcht, allerhand Dinge in den Zweigen und in dem Gebüsch zu erblicken. So kam sie zu der Quelle.

Es war eine enge durch die Natur gebildete Vertiefung, welche das Wasser in einem thonigen Boden gehöhlt hatte,

ungefähr zwei Fuß tief, umgeben mit Moos und hohen Kräutern; dabei gepflastert mit großen rothen Steinen. Ein Bach entrieselte mit leisem Gemurmel dieser Quelle.

Cosette ließ sich nicht die Zeit, zu athmen. Es war sehr dunkel, aber sie kam oft zu dieser Quelle. Sie tastete in der Finsterniß mit der linken Hand nach einer jungen Eiche, die sich über die Quelle neigte und ihr gewöhnlich zum Stützpunkt diente, fand einen Ast, hing sich daran, senkte sich über das Wasser und schöpfte ihren Eimer voll. Im Nu fühlte sie sich so stark, daß ihre Kräfte verdreifacht waren. Während sie sich so vorneigte, bemerkte sie nicht, daß die Tasche ihrer Schürze ihren Inhalt in die Quelle leerte. Das Fünfzehnsousstück fiel in das Wasser; Cosette sah es weder, noch hörte sie es fallen. Sie zog den gefüllten Eimer zurück und setzte ihn in das Gras.

Als sie dies gethan hatte, bemerkte sie, daß sie vor Müdigkeit erschöpft sei. Gern wäre sie sogleich wieder fortgegangen, allein die Anstrengung, den Eimer zu füllen, hatte sie so ermüdet, daß sie keinen Schritt zu thun vermochte. Sie war gezwungen, sich niederzusetzen. Sie ließ sich auf das Gras gleiten, und blieb hier zusammengekauert sitzen.

Sie schloß die Augen, und öffnete sie dann wieder, ohne zu wissen, weshalb, aber auch ohne es unterlassen zu können.

Neben ihr bildete das Wasser in dem Eimer Kreise, welche Schlangen von weißem Feuer glichen.

Ueber ihrem Kopfe war der Himmel bedeckt mit gewaltigen schwarzen Wolken. Die tragische Maske des Schattens schien sich über dies Kind herab zu beugen. Jupiter ging in der Tiefe des Himmels unter.

Das Kind betrachtete mit verwirrtem Blicke den großen Stern, den sie nicht kannte, und der ihr Furcht einflößte. Der Planet war in der That in diesem Augenblick dem Horizonte sehr nahe, und durchschnitt eine dichte Nebelschicht,

die ihm eine furchterregende Röthe verlieh. Der roth gefärbte Nebel vergrößerte das Gestirn. Man hätte glauben können, eine blutende Wunde zu erblicken.

Ein eiskalter Wind blies von der Ebene herüber. Der Wald war finster, ohne Rauschen der Blätter, ohne den frischen Schein des Sommers. Große Aeste erhoben sich drohend. Kleines mißgestaltetes Gebüsch zischte in den Lichtungen. Auf allen Seiten nichts als entsetzliche Finsterniß. Dies erregt Schwindel. Der Mensch bedarf des Lichts. Wer sich in das Gegentheil des Tages vertieft, fühlt sein Herz bedrückt. Wenn das Auge schwarz sieht, wird der Geist beunruhigt. Niemand wird so leicht ohne ein leises Beben die finstere Nacht eines Waldes durchschreiten. Ohne sich daher Rechenschaft von dem geben zu können, was sie empfand, fühlte Cosette sich durch die schwarze Ungeheuerlichkeit der Natur erfaßt. Es war nicht mehr der Schrecken, der sich ihrer bemächtigte, sondern etwas noch Entsetzlicheres, als der Schrecken selbst. Sie erbebte, ihr Auge wurde irre, sie glaubte zu fühlen, daß sie sich vielleicht nicht würde enthalten können am nächsten Tage zu derselben Stunde an diesen Ort zurückzukehren.

Mit einer Art von Instinkt begann sie jetzt, um sich dem sonderbaren Zustand zu entreißen, den sie nicht begriff, der sie aber mit Schauder erfüllte, laut zu zählen: Eins, zwei, drei, vier bis zehn; als sie zu Ende war, fing sie wieder von vorn an. Dadurch gewann sie die Erkenntniß der wirklichen Dinge, welche sie umgaben. Sie fühlte den Frost an ihren Händen, die naß geworden waren, indem sie das Wasser schöpfte. Sie stand auf. Ihre Furcht war zurückgekehrt, eine natürliche und unbesiegliche Furcht. Sie hatte nur noch einen Gedanken, den zu fliehen, zu entfliehen, so schnell sie vermochte, durch den Wald, über das Feld bis zu Häusern, bis zu Fenstern, bis zu brennenden Lichtern. Ihr Blick fiel auf den Eimer, der neben ihr stand. Ihre

Angst vor der Thénardier war so groß, daß sie nicht ohne den Eimer zu fliehen wagte. Sie ergriff den Henkel mit beiden Händen und nur mühsam hob sie den Eimer auf.

So machte sie endlich ein Dutzend Schritte, aber der Eimer war voll, war schwer, und sie mußte ihn wieder niedersetzen. Sie athmete einen Augenblick, hob dann den Henkel wieder auf und ging weiter, diesmal etwas längere Zeit, aber nochmals mußte sie anhalten. Nach einigen Augenblicken der Ruhe brach sie wieder auf. Sie ging vorn übergeneigt, den Kopf gesenkt, wie eine alte Frau; das Gewicht des Eimers drückte ihre magern Arme. Der eiserne Henkel machte, daß ihre kleinen nassen Hände vollends erstarrten; von Zeit zu Zeit war sie gezwungen, stehen zu bleiben, und so oft sie dies that, spritzte das kalte Wasser auf ihre nackten Füße. Dies Alles geschah in dem Schoße eines Waldes, während der Nacht, im Winter, fern von jedem menschlichen Blicke; Cosette war ein Kind von acht Jahren, nur Gott allein erblickte dies traurige Bild.

Und ohne Zweifel auch ihre Mutter!

Denn es giebt Dinge, welche den Todten selbst in ihren Gräbern die Augen öffnen.

Sie athmete mit einer Art schmerzhaften Röchelns; Schluchzen schnürte ihr die Kehle zusammen, aber sie wagte nicht, zu weinen, so sehr fürchtete sie selbst in der Ferne die Thénardier. Es war ihre Gewohnheit, sich die Thénardier stets gegenwärtig zu denken.

Indeß konnte sie auf solche Weise nicht schnell vorwärts kommen, und mußte sehr langsam gehen. Mochte sie immerhin die Dauer ihrer Haltepunkte verringern, und zwischen jedem so weit als möglich gehen, so mußte sie doch voll Todesangst daran denken, daß sie mehr als eine Stunde bedürfen würde, um nach Montfermeil zurückzukehren, und daß die Thénardier sie dann schlagen würde. Diese Angst kam zu dem Schrecken, allein während der Nacht in dem

Walde zu sein. Sie war von Ermüdung erschöpft, und noch nicht aus dem Gehölz heraus. Zu einem alten ihr wohlbekannten Kastanienbaume gelangt, machte sie einen letzten Halt, länger als die übrigen, sich gehörig auszuruhen, sammelte dann alle ihre Kräfte, nahm dann den Eimer und machte sich muthig wieder auf den Weg. Indeß konnte die arme Kleine sich in ihrer Verzweiflung nicht enthalten, laut zu rufen: „O mein Gott! O mein Gott!“

In diesem Augenblicke fühlte sie plötzlich, daß der Eimer sein ganzes Gewicht verloren hatte. Eine Hand, die ihr von gewaltiger Kraft erschien, hatte den Henkel ergriffen und hob das Gefäß in die Höhe. Sie richtete den Kopf empor. Eine große schwarze Gestalt schritt in der Dunkelheit neben ihr her. Es war ein Mann, der hinter ihr hergekommen war, und den sie nicht gehört hatte. Dieser Mann hatte, ohne ein Wort zu sagen, den Henkel des Eimers ergriffen, den sie trug.

Es giebt für jedes Zusammentreffen im Leben einen Instinkt.

Das Kind empfand keine Furcht.

VI.

Welches den Verstand Boulatruelle's beweist.

Am Nachmittage eben dieses Weihnachtstages 1823 ging ein Mensch ziemlich lange auf den ödesten Theil des Boulevard de l'Hopital in Paris auf und nieder. Dieser

Mensch schien eine Wohnung zu suchen und blieb vorzugsweise vor den bescheidensten Häusern dieses verfallenen Saumes der Vorstadt St. Marceau stehen.

Man wird später sehen, daß dieser Mensch in der That eine Stube in diesem abgelegenen Quartier gemiethet hatte.

Dieser Mensch, den seine Kleidung, sowie seine ganze Erscheinung als einen Typus dessen bezeichnete, was man den Bettler der guten Gesellschaft nennen könnte, vereinigte die äußerste Aermlichkeit mit der äußersten Reinlichkeit. Dies ist ein ziemlich seltenes Gemisch, welches den verständigen Herzen die doppelte Achtung einflößt, welche man vor dem empfindet, der sehr arm, und vor dem, der sehr würdig ist. Er trug einen alten und abgebürsteten Hut, einen fadenscheinigen Ueberrock von grobem gelbem Tuch, eine Farbe, die damals nichts auffallendes hatte, eine große Taschenweste von dem Schnitt des vergangenen Jahrhunderts, schwarze Beinkleider, die an den Knieen grau geworden waren, schwarze wollene Strümpfe und große Schuhe mit kupfernen Schnallen. Man hätte ihn für einen ehemaligen Hausbeamten eines guten Hauses halten können, der aus der Emigration zurückgekehrt war. Seine weißen Haare, seine gefurchte Stirn, seine bleichen Lippen, sein Gesicht, welches Niedergeschlagenheit und Lebensüberdruß verriethen, schienen ein Alter von mehr als sechzig Jahr zu verrathen. Sein fester, wenn auch etwas langsamer Schritt, die außerordentliche Kraft, die sich in allen seinen Bewegungen zeigte, gaben ihm kaum fünfzig. Die Runzeln seiner Stirn hatten eine Lage, welche jeden zu seinen Gunsten einnehmen mußte, der sich die Mühe gegeben hätte, ihn aufmerksam zu betrachten. Seine Lippen zogen sich mit einer eignen Falte zusammen, die streng zu sein schien, im Grunde aber demüthig war. In seinem Blicke lag etwas, das wir eine finstere Heiterkeit nennen möchten. In der linken Hand

trug er ein kleines, in ein Taschentuch gewickeltes Päckchen; mit der Rechten stützte er sich auf einen Stock, der aus einer Hecke geschnitten zu sein schien. Dieser Stock war ziemlich sorgfältig gearbeitet und sah nicht allzuschlecht aus! er hatte einen Knopf, der durch rothen Siegellack Korallen ergänzte. Es war ein tüchtiger Knüttel, der ein gewöhnlicher Stock zu sein schien.

Es gingen wenig Menschen über diesen Boulevard, besonders im Winter. Der Erwähnte schien sie, ohne daß er es indeß auffallend that, eher zu vermeiden, als aufzusuchen.

Um jene Zeit begab sich der König Ludwig XVIII. beinahe täglich nach Choisy-le-Roi. Es war eine seiner Lieblingsspazierfahrten. Beinahe unwandelbar sah man gegen zwei Uhr seinen Wagen und die königliche Escorte in voller Carriere über den Boulevard de l'Hopital jagen. Dies diente den Armen des Viertels zur Uhr. Es ist zwei Uhr, sagten sie; er kehrt nach den Tuilerien zurück.

Die Einen eilten herbei, die Andern blieben stehen, denn ein König, der vorüberfährt, ist immer ein Ereigniß. Uebrigens machte die Erscheinung und das Verschwinden Ludwigs XVIII. einen gewissen Eindruck in den Straßen von Paris. Es war flüchtig, aber majestätisch. Dieser ohnmächtige König liebte den Galopp; er konnte nicht gehen und wollte deshalb laufen. Dieser Gichtlahme ließ sich gern durch den Blitz fortführen. Ruhig und streng fuhr er zwischen blanken Säbeln dahin. Seine schwerfällige Berline, ganz vergoldet, mit großen Lilienzweigen auf den Feldern, rollte lärmend dahin. Kaum gewann man Zeit, einen Blick darauf zu werfen. In der rechten Ecke des Fond auf weißen Atlaskissen sah man ein volles, rundes, rothes Gesicht, einen frisch gepuderten Kopf, ein stolzes, hartes, listiges Auge, das Lächeln eines Gelehrten, zwei große Epaulettes auf einem Civilrocke, das goldene Vließ, das

Kreuz des heiligen Ludwig, das Kreuz der Ehrenlegion, den silbernen Stern des heiligen Geistordens, einen dicken Bauch und ein breites blaues Band. Das war der König. Außerhalb Paris hielt er seinen Hut mit weißen Federn auf den Knieen, die in hohe Gamaschen eingepackt waren; kehrte er nach Paris zurück, so setzte er den Hut wieder auf den Kopf und grüßte wenig. Kalt sah er das Volk an, und dieses vergalt es auf gleiche Weise. Als er zum ersten Male in dem Viertel St. Marceau erschien, war der ganze Erfolg, den er errang, die Aeußerung eines Vorstädters gegen seinen Kameraden: „der Dicke da, ist die Regierung."

Das unfehlbare Vorüberkommen des Königs zu derselben Stunde war daher das tägliche Ereigniß auf dem Boulevard de l'Hôpital.

Der Wanderer in dem gelben Ueberrock war offenbar nicht aus dem Stadtviertel, und wahrscheinlich nicht einmal aus Paris, denn er kannte diesen Umstand nicht. Als um zwei Uhr der königliche Wagen, umgeben von einer Schwadron von goldbetreßter gardes du corps auf dem Boulevard einbog, nachdem er um die Salpêtrière gekommen war, schien er überrascht und beinahe erschreckt zu sein. Es war Niemand außer ihm in der Seitenallee, und er trat schnell hinter eine Ecke der Mauer, was indeß den Herzog von Havré nicht hinderte, ihn zu bemerken. Der Herzog von Havré saß als dienstthuender Gardecapitain an diesem Tage dem König gegenüber in dem Wagen. Er sagte zu Sr. Majestät: „Das ist ein ziemlich verdächtig aussehender Mensch." Diener der Polizei, welche den Weg des Königs säuberten, bemerkten dies ebenfalls, und einer von ihnen erhielt den Befehl, dem Menschen zu folgen. Aber dieser vertiefte sich in die kleinen einsamen Gäßchen der Vorstadt und da es zu dämmern begann, verlor der Polizeimann seine Spur, wie dies aus einem Berichte hervorgeht, der

am Abend eben dieses Tages an den Grafen Anglès, Staatsminister und Polizeipräfect, gerichtet wurde.

Als der Mensch in dem gelben Ueberrock dem Polizeiagenten ausgewichen war, verdoppelte er seine Schritte, nicht ohne sich öfters umzublicken, um sich zu überzeugen, daß er nicht verfolgt würde. Um 4¼ Uhr, d. h. als es dunkel geworden war, ging er vor dem Theater der Porte St. Martin vorüber, in welchem an diesem Tage „Die beiden Galeerensclaven" gegeben wurden. Der Theaterzettel, den die Laternen des Theaters beleuchteten, fiel ihm auf, denn obgleich er sehr schnell ging, blieb er stehen, um ihn zu lesen. Einen Augenblick darauf trat er in die Sackgasse Planchette und ging hier in die Zinnerne Schüssel hinein, in welcher sich damals das Bureau des Personenwagens nach Lagny befand. Dieser Wagen fuhr um 4½ Uhr ab. Die Pferde waren bereits angespannt und die durch den Kutscher aufgerufenen Reisenden stiegen eilig die hohe eiserne Treppe des Wagens hinauf.

Der Mensch fragte:

„Ist noch ein Platz frei?"

„Ein einziger, neben mir auf dem Kutschersitz," sagte der Kutscher.

„Ich nehme ihn."

„Steigen Sie auf."

Vor der Abfahrt indeß richtete der Kutscher einen Blick auf die ärmliche Kleidung des Reisenden, auf dessen kleines Päckchen, und ließ sich bezahlen.

„Fahren Sie bis Lagny?" fragte der Kutscher.

„Ja," entgegnete der Mensch.

Der Reisende bezahlte bis Lagny.

Man fuhr ab. Als man die Barrière im Rücken hatte, versuchte der Kutscher, ein Gespräch anzuknüpfen, allein der Reisende antwortete nur einsilbig. Der Kutscher pfiff darauf und fluchte auf seine Pferde.

Der Kutscher hüllte sich in seinen Mantel. Es war kalt. Der Reisende schien nicht daran zu denken. So fuhr man durch Gournay und Neuilly-sur-Marne.

Gegen 6 Uhr Abends war man in Chelles.

Der Kutscher hielt, um seine Pferde verschnaufen zu lassen, vor dem Ausspannwirthshaus an, welches in den alten Gebäuden der königlichen Abtei sich befand.

„Ich steige hier ab," sagte der Mensch.

Er nahm sein Päckchen und seinen Stock und sprang von dem Wagen herunter.

Einen Augenblick darauf war er verschwunden.

Er war nicht in das Wirthshaus eingetreten.

Als nach einigen Minuten der Wagen nach Lagny weiter fuhr, traf er ihn nicht in der großen Straße von Chelles.

Der Kutscher wendete sich zu den Reisenden im Innern des Wagens.

„Das ist ein Mensch," sagte er, „der nicht von hier ist, denn ich kenne ihn nicht. Er scheint keinen Sou zu haben und achtet dennoch nicht auf das Geld; er hat bis Lagny bezahlt und fuhr nur bis Chelles mit. Es ist Nacht, alle Häuser sind geschlossen, er trat nicht in das Wirthshaus ein und man findet ihn nicht wieder. Er ist also in die Erde versunken."

Der Mensch war nicht in die Erde versunken, allein er hatte in aller Eile in der Dunkelheit die große Straße von Chelles durchschritten; dann war er links vor der Kirche auf den Seitenweg eingebogen, der nach Montfermeil führt, wie Jemand, der die Gegend kennt.

Rasch verfolgte er diesen Weg. An dem Orte, wo er durch die alte Straße durchschnitten wird, die von Gagny nach Lagny führt, hörte er die Schritte einiger Menschen. Er verbarg sich rasch in einem Graben und wartete hier, bis die Leute vorübergegangen waren. Die Vorsicht war übri-

gens beinahe überflüssig, denn wie bereits erwähnt, war diese Dezembernacht so dunkel, daß man kaum zwei oder drei Sterne am Himmel sah.

Hier beginnt der Hügel. Der Mensch betrat nicht den Weg nach Montfermeil, sondern ging rechts über das Feld und erreichte mit großen Schritten den Wald.

Als er in dem Holze war, verkürzte er seinen Schritt, betrachtete sorgfältig alle Bäume, ging Schritt für Schritt vorwärts, als ob er einen geheimnißvollen Weg, der nur ihm allein bekannt war, suchte und verfolgte. Einen Augenblick schien er irre zu werden und blieb unentschlossen stehen. Endlich kam er zu einer Lichtung, auf welcher ein großer Haufen weißlicher Steine lag. Er ging rasch auf diese Steine zu und prüfte sie trotz der Dunkelheit der Nacht mit großer Aufmerksamkeit. Ein großer Baum stand einige Schritte von dem Steinhaufen entfernt. Er ging gerade auf diesen Baum zu und ließ seine Hände über die Borke desselben gleiten; indem er die Knorren, mit denen der Stamm bedeckt war, zu erkennen suchte und zählte. Gegenüber von diesem Baum, der eine Esche war, stand ein alter kranker Kastanienbaum, um den man ein Zinkband gelegt hatte, wie um ihn zu verbinden. Er hob sich auf die Spitzen der Füße und berührte das Zinkband.

Dann trat er einige Zeit in dem Raume, zwischen diesem Baume und den Steinen, stark auf den Boden, wie Jemand, der sich überzeugen will, daß die Erde kürzlich nicht aufgewühlt worden ist.

Als dies geschehen war, orientirte er sich und ging dann wieder durch das Gehölz.

Dieser Mensch war es, der Cosette traf.

Indem er in der Richtung von Montfermeil durch das Gebüsch ging, hatte er den kleinen Schatten bemerkt, der sich seufzend vorwärts bewegte, eine Last auf den Boden stellte, sie dann wieder aufnahm und seinen Weg fortsetzte.

Er hatte sich genähert und erkannt, daß es ein ganz kleines Mädchen sei, belastet mit einem gewaltigen Wassereimer. Darauf war er zu dem Kinde gegangen und hatte schweigend den Henkel des Eimers gefaßt.

VII.

Cosette in der Dunkelheit an der Seite des Unbekannten.

Cosette fürchtete sich nicht, wie wir bereits erwähnten.

Der Mensch redete sie an. Er sprach ernst und leise.

„Mein Kind," sagte er, „was Du da trägst, ist für Dich zu schwer."

Cosette erhob den Kopf und antwortete:

„Ja, mein Herr."

„Gieb," fuhr der Mensch fort, „ich will es Dir tragen."

Cosette ließ den Eimer los. Der Mensch ging neben ihr her.

„Er ist in der That sehr schwer," murmelte er zwischen den Zähnen. Dann fügte er hinzu:

„Kleine, wie alt bist Du?"

„Acht Jahre."

„Und wo kommst Du so weit her?"

„Von der Quelle, die im Walde liegt."

„Ist es weit, bis wohin Du gehst?"

„Eine Viertelstunde von hier."

Der Mensch schwieg einen Augenblick, und fragte dann rasch:

„Du hast also keine Mutter?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte das Kind.

Ehe der Mensch Zeit hatte, das Wort wieder zu ergreifen, fügte die Kleine hinzu:

„Ich glaube nicht, die Andern haben eine, ich habe keine.“

Und nach einigem Schweigen nahm sie wieder das Wort:

„Ich glaube, ich habe nie eine Mutter gehabt.“

Der Mensch blieb stehen, setzte den Eimer auf die Erde, bückte sich, legte seine beiden Hände auf die Schultern des Kindes, bemühte sich, sie anzusehen und in der Dunkelheit ihr Gesicht zu erkennen.

Das magere, kranke Gesicht Cosettens stach undeutlich gegen den hellen Schein des Himmels ab.

„Wie heißest Du?“ sagte der Mensch.

„Cosette.“

Der Mensch schien wie einen elektrischen Schlag zu empfinden. Er sah Cosette wieder an, nahm dann die Hand von ihren Schultern, ergriff den Eimer und ging weiter.

Nach einem Augenblick fragte er:

„Kleine, wo wohnst Du?“

„In Montfermeil, wenn Sie das kennen.“

„Gehen wir dahin?“

„Ja, mein Herr.“

Wieder entstand eine Pause, dann fuhr er fort:

„Wer hat Dich denn zu dieser Stunde in den Wald geschickt, Wasser zu holen?“

„Madame Thénardier.“

Der Mensch entgegnete mit einer Stimme, die er gleichgültig zu erscheinen bemüht war, die aber dennoch auf eine eigenthümliche Weise bebte:

„Was ist denn Deine Madame Thénardier?“

„Es ist meine Herrin,“ sagte das Kind. „Sie hält ein Wirthshaus.“

„Wirthshaus?" sagte der Mensch. „Nun gut, ich will diese Nacht dort wohnen. — Führe mich."

„Wir sind auf dem Wege dahin," sagte das Kind.

Der Mensch ging ziemlich rasch. Cosette folgte ihm ohne Mühe. Sie fühlte sich nicht mehr ermüdet.

Von Zeit zu Zeit erhob sie gegen diesen Menschen ihre Augen mit einer unerklärlichen Ruhe und Hingebung. Nie hatte man sie gelehrt, sich an die Vorsehung zu wenden und zu beten. Dennoch fühlte sie in sich ein Etwas, das der Wahrheit und der Freude glich und zum Himmel aufstrebte.

Einige Minuten verflossen. Der Mensch nahm wieder das Wort.

„Ist denn keine Magd bei der Madame Thénardier."

„Nein, mein Herr."

„Du bist allein da?"

„Ja, mein Herr."

Wieder entstand eine Pause. Dann sagte Cosette:

„Das heißt, es sind noch zwei kleine Mädchen da."

„Was für kleine Mädchen?"

„Ponine und Zelma."

Das Kind vereinfachte auf diese Weise die der Thénardier theuern romanhaften Namen.

„Wer sind diese Ponine und Zelma?"

„Das sind die Fräuleins der Madame Thénardier, so viel wie ihre Töchter."

„Und was machen die?"

„O," sagte das Kind, „die haben schöne Puppen, Spielzeug, woran Gold ist, eine Menge Geschichten. Sie spielen, sie unterhalten sich."

„Den ganzen Tag?"

„Ja, mein Herr."

„Und Du?"

„Ich arbeite."

„Den ganzen Tag?"

Das Kind erhob ihre großen Augen, in denen eine Thräne schwamm, die man der Dunkelheit wegen nicht sah, und antwortete sanft:

„Ja, mein Herr.“

Nach einem abermaligen Schweigen fuhr sie fort:

„Zuweilen wenn ich mit der Arbeit fertig bin, und man es mir erlaubt, spiele ich auch.“

„Wie das?“

„Wie ich kann. Man läßt mich gewähren. Aber ich habe nicht viel Spielzeug. Ponine und Zelma wollen nicht, daß ich mit ihren Puppen spielen darf. Ich habe nichts weiter als einen kleinen bleiernen Säbel, nicht länger als so.“

Das Kind zeigte auf seinen kleinen Finger.

„Und der nicht schneidet?“

„O doch, mein Herr,“ sagte das Kind, „er schneidet Salat und Fliegenköpfe.“

Sie erreichten das Dorf. Cosette führte den Fremden durch die Straßen. Sie gingen bei dem Bäcker vorüber, aber Cosette dachte nicht an das Brod, das sie mitbringen sollte, der Mensch hatte aufgehört, sie zu fragen und beobachtete jetzt ein tiefes Schweigen. Als sie die Kirche hinter sich gelassen hatten, und der Mensch alle die Buden sah, fragte er Cosetten:

„Ist denn hier Jahrmarkt?“

„Nein, mein Herr; es ist Weihnachtsmarkt.“

Als sie sich dem Wirthshaus näherten, berührte Cosette schüchtern seinen Arm und sagte:

„Mein Herr!“

„Was mein Kind?“

„Wir sind ganz nahe bei dem Hause.“

„Nun?“

„Wollen Sie mich jetzt den Eimer wieder nehmen lassen?“

„Weshalb?“

„Wenn Madame sieht, daß ich ihn mir habe tragen lassen, schlägt sie mich.“

Der Mensch übergab ihr den Eimer. Einen Augenblick darauf waren sie an der Thür der Schenke.

VIII.

Unannehmlichkeit, bei sich einen Armen aufzunehmen, der vielleicht reich ist.

Cosette konnte sich nicht enthalten, einen Seitenblick auf die große Puppe zu richten, die noch immer bei dem Spielzeugkrämer prangte; dann klopfte sie an. Die Thür öffnete sich. Die Thénardier erschien mit einem Lichte in der Hand.

„Ach, Du bist es, kleine Schelmin! Gott sei Dank, Du hast Dir Zeit gelassen: Sie wird sich gut unterhalten haben, die Range!“

„Madame,“ sagte Cosette zitternd, „hier ist ein Herr, der die Nacht bei uns wohnen will.“

Die Thénardier ersetzte rasch ihre mürrische Miene durch eine liebenswürdige Grimasse, eine plötzliche Umwandlung, die den Gastwirthen eigen ist, und sah begierig nach dem Fremden.

„Ist das der Herr?“ fragte sie.

„Ja, Madame,“ entgegnete der Mann, indem er die Hand an den Hut legte.

Reiche Reisende sind nicht so höflich. Diese Bewegung und die Besichtigung der Kleidung und des Gepäckes des Fremden, den die Thénardier mit einem Blicke die Revue passiren ließ, machten, daß die liebenswürdige Grimasse verschwand, und die mürrische Miene wieder erschien. Sie entgegnete trocken:

„Treten Sie ein, mein Guter.“

Der „Gute“ trat ein. Die Thénardier richtete einen zweiten Blick auf ihn, prüfte besonders den Ueberrock, der durchaus fadenscheinig war, und den etwas eingedrückten Hut, und befragte durch ein Zurückwerfen des Kopfes, ein Runzeln der Nase und ein Blinzeln der Augen ihren Mann, der noch immer mit den Krämern trank. Der Mann antwortete durch die unmerkliche Bewegung des Zeigefingers, der auf die aufgeblasenen Lippen gelegt in einem solchen Falle bedeutet: Vollkommene Armuth. Darauf rief die Thénardier:

„Ach mein guter Mann, es thut mir sehr leid, aber ich habe keinen Platz mehr.“

„Stecken Sie mich, wohin Sie wollen,“ sagte der Mensch, „auf den Boden, in den Stall. Ich zahle, als ob ich eine Stube hätte.“

„Vierzig Sous.“

„Vierzig Sous, Gut.“

„Vierzig Sous!“ sagte einer der Krämer leise zu der Thénardier; „es kostet ja nur zwanzig.“

„Für ihn sind es vierzig,“ entgegnete die Thénardier in demselben Tone. „Arme nehme ich nicht wohlfeiler auf.“

„Das ist wahr,“ fügte der Mann voll Sanftmuth hinzu; „es verdirbt den guten Ruf eines Hauses, solche Leute aufzunehmen.“

Indeß hatte sich der Mensch, nachdem er sein Päckchen und seinen Stock auf eine Bank gelegt hatte, an einen

Tisch gesetzt, auf welchen Cosette sich beeilte eine Flasche Wein und ein Glas zu stellen.

Der Krämer, der das Wasser verlangt hatte, trug es selbst seinem Pferde hin. Cosette nahm ihren Platz unter dem Küchentisch wieder ein und strickte.

Der Mensch, der seine Lippen kaum mit dem Glase Wein, das er sich einschenkte, benetzt hatte, betrachtete das Kind mit auffallender Aufmerksamkeit.

Cosette war häßlich. Im Glücke würde sie vielleicht hübsch gewesen sein. Wir haben schon dieses kleine finstere Gesicht geschildert. Cosette war mager und bleich; sie war acht Jahr alt, aber man hätte ihr kaum sechs gegeben. Ihre großen tiefliegenden Augen waren durch vieles Weinen beinahe erloschen. Ihre Mundwinkel hatten jene Biegung fortwährenden Leidens, die man bei den Verurtheilten und den hoffnungslos Kranken bemerkt. Ihre Hände waren, wie ihre Mutter es errathen hatte, durch Frost verdorben. Das Feuer, von dem sie in diesem Augenblick beschienen wurde, machte, daß die Ecken ihrer Knochen hervorsprangen, und daß ihre Magerkeit auf entsetzliche Weise sichtbar wurde. Da sie beständig vor Frost klapperte, hatte sie die Gewohnheit angenommen, ihre Kniee fest aneinander zu drücken. Ihre ganze Kleidung bestand aus Lumpen, die im Sommer Mitleid erregt haben würden, im Winter aber entsetzten. Sie hatte nichts auf dem Leibe, als durchlöcherte Leinwand; keinen Fetzen Wolle. Hier und dort sah man ihre Haut aus den Lumpen hervortreten, und überall bemerkte man darauf blaue oder schwarze Flecken, welche die Orte bezeichneten, an denen die Thénardier sie berührt hatte. Ihre nackten Füße waren roth und lang. Die Gruben über ihren Schlüsselbeinen konnten Thränen erpressen. Die ganze Gestalt dieses Kindes, ihre Haltung, ihr Wesen, der Ton ihrer Stimme, die Pausen zwischen einem und dem andern Worte,

ihr Blick, ihr Schweigen, ihre geringste Bewegung drückten nur einen Gedanken aus: die Furcht.

Die Furcht war über sie ergossen; sie war so zu sagen damit bedeckt; die Furcht zog ihr die Ellenbogen gegen die Hüften, die Hacken unter das Kleid; die Furcht machte, daß sie so wenig Platz als möglich einnahm, und nur so viel als unerläßlich nöthig athmete; sie war gewissermaßen die Gewohnheit ihres Körpers geworden. In ihrem Augapfel lag ein Winkel, im welchem das Entsetzen ruhte.

Diese Furcht war so groß, daß Cosette, welche ganz durchnäßt nach Hause gekommen war, nicht gewagt hatte, sich an dem Feuer zu trocknen, sondern sich schweigend an ihre Arbeit setzte.

Der Ausdruck der Furcht dieses achtjährigen Kindes war für gewöhnlich so finster, und zuweilen so tragisch, daß es in gewissen Augenblicken schien, sie sei auf dem Punkte, wahnsinnig oder ein Dämon zu werden.

Nie, wir sagten es bereits, hatte sie gewußt, was es heißt, zu beten; nie hatte sie den Fuß in eine Kirche gesetzt. — „Habe ich dazu die Zeit?“ sagte die Thénardier.

Der Mensch in dem gelben Ueberrock wendete kein Auge von Cosette ab.

Plötzlich rief die Thénardier:

„Apropos! das Brod?“

Cosette kam rasch unter dem Tisch hervor, wie dies ihre Gewohnheit war, so oft die Thénardier die Stimme erhob.

Sie hatte das Brod durchaus vergessen. Sie griff zu dem Auskunftsmittel der Kinder, die beständig Furcht haben: sie log.

„Madame, der Bäcker hatte zu.“

„Du hättest klopfen sollen.“

„Ich habe geklopft.“

„Nun?“

„Er hat nicht geöffnet.“

„Ich werde morgen erfahren, ob das wahr ist,“ sagte die Thénardier, „und wenn Du lügst, so sollst Du einen schönen Tanz haben.“

Cosette senkte die Hand in die Tasche ihrer Schürze, und erblaßte gänzlich. Das Geldstück war nicht mehr in der Tasche.

„Nun,“ rief die Thénardier: „Hast Du mich gehört?“

Cosette wendete die Tasche um, es war nichts darin. Was konnte aus dem Gelde geworden sein? Die unglückliche Kleine fand kein Wort. Sie war wie versteinert.

„Hast Du das Fünfzehnsousstück verloren?“ kreischte die Thénardier. „Oder willst Du es mir stehlen?“

Zugleich streckte sie die Hand nach dem hölzernen Hammer aus, der in der Ecke neben dem Kamin hing. Diese furchtbare Bewegung gab Cosette die Kraft, zu schreien.

„Gnade, Madame! Gnade! Ich will es nicht wieder thun.“

Die Thénardier nahm den Hammer herunter.

Indeß hatte der Mensch in dem gelben Ueberrock in die Tasche seiner Weste gegriffen, ohne daß diese Bewegung bemerkt worden war. Ueberdies tranken die andern Reisenden, oder spielten Karten und achteten auf nichts.

Cosette drückte sich ängstlich in die Ecke des Kamins und suchte ihre armen halbnackten Glieder zu sichern. Die Thénardier erhob den Arm.

„Verzeihen Sie, Madame,“ sagte der Mensch, „aber ich habe so eben etwas gesehen, was aus der Schürzentasche der Kleinen fiel. Vielleicht ist es das Geld gewesen.“

Dabei bückte er sich und schien einen Augenblick auf der Erde zu suchen.

„Richtig, hier ist es,“ sagte er, indem er sich wieder aufrichtete.

Er reichte der Thénardier ein Geldstück.

„Ja,“ sagte sie, „das ist es.“

Das war es nicht, denn es war ein Zwanzigsousstück, aber die Thénardier fand dabei ihren Vortheil. Sie steckte das Geldstück in die Tasche, und begnügte sich, dem Kinde einen wilden Blick zuzuwerfen, indem sie sagte: „daß das nicht wieder geschieht!“

Cosette kehrte in „ihre Stube“ zurück, wie die Thénardier den Winkel unter dem Tisch nannte, und ihr großes Auge, das sich auf den unbekannten Fremden richtete, nahm einen Ausdruck an, den es noch nie zuvor gehabt hatte. Noch war es nur ein unbefangenes Staunen, aber es mischte sich darin eine Art von Vertrauen.

„Wie ist es, wollen Sie zu Abend essen?“ fragte die Thénardier den Reisenden.

Er antwortete nicht. Er schien tief nachzudenken.

„Was ist denn das nur für ein Mensch?“ brummte sie zwischen den Zähnen. „Er ist entsetzlich arm. Er hat keinen Sou zum Essen. Wird er mir das Nachtquartier bezahlen? Es war indessen ein Glück, daß er nicht auf den Gedanken kam, das Geld zu stehlen, das am Boden lag.

Indeß hatte sich die Thür geöffnet und Eponine und Azelma waren eingetreten.

Es waren wirklich zwei hübsche kleine Mädchen, mehr städtisch als bäuerisch gekleidet, sehr lieblich; die eine mit glänzendem, kastanienbraunem Haar, die andere mit langen schwarzen Flechten, die auf ihren Rücken herabfielen, beide lebendig, reinlich, wohlgenährt, frisch und gesund, so daß sie das Auge erfreuten. Sie waren warm gekleidet, aber mit einer solchen mütterlichen Kunst, daß der dicke Stoff der Coquetterie des Anzugs keinen Eintrag that. Der Winter war vorausgesehen, ohne daß der Frühling verwischt war. Diese beiden Kleinen strömten Licht aus. Außerdem waren sie Gebieterinnen. In ihrem Anzuge, in

ihrer Lustigkeit, in dem Lärm, den sie machten, lag Herrschaft. Als sie eintraten, sagte die Thénardier mit dem Tone des Vorwurfs, bei welchem die Bewunderung durchklang: „Seid ihr endlich da?!"

Dann zog sie eine nach der andern auf ihren Schooß, strich ihnen die Haare glatt, band die Schleifen fest, und ließ sie dann mit jener eigenthümlichen Art der Mütter von sich, indem sie rief:

„Sind die aufgeputzt!"

Sie setzten sich an die Ecke zum Feuer. Sie hatten eine Puppe, welche sie mit heiterem Wesen auf ihrem Schooß tanzen ließen. Von Zeit zu Zeit erhob Cosette ihre Augen von dem Strickzeuge und sah mit finsterem Wesen auf ihr Spiel.

Eponine und Azelma blickten Cosette nicht an; sie war für sie wie der Hund. Die drei kleinen Mädchen waren zusammen nicht vier und zwanzig Jahre alt, und stellten doch schon die ganze menschliche Gesellschaft dar: auf der einen Seite der Neid, auf der andern die Geringschätzung.

Die Puppe der Schwestern Thénardier war sehr verblichen, sehr alt und ganz zerrissen, allein sie schien dennoch bewundernswürdig für Cosette, die in ihrem Leben noch nie eine Puppe gehabt hatte, eine wirklich Puppe, um uns eines Ausdrucks zu bedienen, den alle Kinder verstehen werden.

Plötzlich bemerkte die Thénardier, welche in dem Saale hin und her ging, daß Cosette zerstreut war, und statt zu arbeiten, sich mit den spielenden Kleinen beschäftigte.

„Habe ich Dich!" rief sie. „So arbeitest Du also? Warte, ich werde Dich mit Hammerschlägen zur Arbeit treiben!"

Der Fremde wendete sich gegen die Thénardier, ohne seinen Stuhl zu verlassen.

„Madame“, sagte er mit beinahe ängstlichem Wesen, „lassen Sie sie doch spielen.“

Von jedem Fremden, der zu seinem Abendessen eine Schöpskeule gegessen und zwei Flaschen Wein getrunken, und nicht wie ein armer Schlucker ausgesehen hätte, würde ein solcher Wunsch ein Befehl gewesen sein. Allein, daß ein Mensch, der einen solchen Hut trug, sich erlaubte, einen Wunsch zu äußern, daß ein Mensch, der einen solchen Ueberrock an hatte, sich gestattete, einen Willen zu äußern, glaubte die Thénardier nicht dulden zu dürfen. Sie antwortete daher scharf:

„Sie muß arbeiten, denn sie ißt. Ich füttere sie nicht, um nichts zu thun.“

„Was macht sie denn?“ entgegnete der Fremde mit jener sanften Stimme, die so auffallend gegen seine Kleider eines Bettlers und gegen seine Schultern eines Lastträgers abstach.

Die Thénardier würdigte ihn der Antwort:

„Strümpfe, wenn Sie erlauben. Strümpfe für meine kleinen Töchter, die keine haben, und die sonst bald barfuß gehen müßten.“

Der Mensch betrachtete die armen rothen nackten Füße Cosettens und fuhr fort:

„Wann wird sie denn das Paar Strümpfe fertig haben?“

„Sie hat wenigstens noch drei bis vier Tage daran zu arbeiten, die Faulenzerin.“

„Und wie viel kann das Paar Strümpfe werth sein, wenn es fertig ist?“

Die Thènardier schleuderte ihm einen verächtlichen Blick zu.

„Wenigstens dreißig Sous.“

„Würden Sie sie für fünf Francs lassen?“ entgegnete der Mann.

„Par dieu!“ rief mit lautem Gelächter ein Kärrner,

der zuhörte. „Fünf Francs! Ich glaube das zum Henker wohl, fünf Räder!“

Thénardier glaubte, das Wort ergreifen zu müssen.

„Ja, mein Herr, wenn es Ihnen Vergnügen macht, so wird man Ihnen das Paar Strümpfe für fünf Francs geben. Wir vermögen den Reisenden Nichts abzuschlagen.“

„Sie müßten sogleich bezahlt werden,“ sagte die Thénardier mit ihrem kurzen gebieterischen Wesen.

„Ich kaufe dieses Paar Strümpfe,“ entgegnete der Mensch, „und,“ fügte er hinzu, indem er aus der Tasche ein Fünffrancsstück nahm und es auf den Tisch legte, „ich bezahle es.“

Dann wendete er sich zu Cosette.

„Jetzt, mein Kind,“ sagte er, „gehört Deine Arbeit mir. Spiele nun.“

Der Kärrner war so gerührt über das Fünffrancsstück, daß er sein Glas stehen ließ und herbeieilte.

„Es ist wirklich wahr,“ rief er, das Geldstück betrachtend, „ein wahres Hinterrad. Und nicht falsch!“

Thénardier trat hinzu und steckte schweigend das Geldstück in die Tasche. Die Thénardier hatte nichts einzureden. Sie biß sich auf die Lippen und ihr Gesicht nahm den Ausdruck des Hasses an.

Indeß zitterte Cosette. Sie wagte die Frage:

„Madame, ist es wirklich wahr? Darf ich spielen?“

„Spiele!“ sagte die Thénardier mit fürchterlicher Stimme.

„Ich danke, Madame,“ sagte Cosette.

Und während ihr Mund der Thénardier dankte, strömte ihre ganze kleine Seele in Dank gegen den Reisenden über.

Thénardier machte sich wieder an das Trinken. Seine Frau sagte ihm in das Ohr:

„Was kann denn dieser gelbe Mensch sein?“

„Ich habe Millionäre gesehen, die solche Röcke trugen,“ entgegnete mit großer Ueberlegenheit Thénardier.

Cosette hatte ihr Strickzeug fortgelegt, aber ihren Platz nicht verlassen. Sie rührte sich immer so wenig als möglich. Aus einem kleinen Kästchen, welches hinter ihr stand, hatte sie einige Lumpen und ihren kleinen bleiernen Säbel genommen.

Eponine und Azelma achteten nicht auf das, was vorging. Sie hatten soeben eine sehr wichtige Operation vollbracht. Sie hatten sich der Katze bemächtigt. Sie hatten die Puppe weggeworfen, und Eponine, welche die ältere war, putzte das kleine Kätzchen trotz ihres Miauens und ihres Sträubens mit einer Menge rother und gelber Lappen aus. Während sie diese wichtige und schwierige Arbeit vollbrachte, sagte sie zu ihrer Schwester mit jenem sanften, lieblichen Tone, dessen Anmuth den Kindern eigenthümlich ist, die darin dem Glanze der Schmetterlinge gleichen:

„Siehst Du, Schwester, diese Puppe ist viel unterhaltender wie die andere. Sie rührt sich, sie schreit, sie ist warm. Siehst Du, Schwester, laß uns mit ihr spielen. Es soll mein kleines Töchterchen sein. Ich bin eine Dame. Ich besuche Dich und Du siehst sie an. Nach und nach wirst Du ihren Schnurrbart bemerken und Dich darüber wundern. Dann siehst Du ihre Ohren, dann ihren Schwanz und wunderst Dich über das Alles. Und Du sagst mir dann: Ach mein Gott! und ich sage Dir: Ja, Madame, es ist ein kleines Mädchen. Die kleinen Mädchen sind jetzt so.“ Azelma hörte voll Bewunderung auf Eponine.

Indeß hatten die Trinker ein obscönes Lied angestimmt, über welches sie lachten, daß die Decke zitterte. Thénardier feuerte sie an und begleitete sie.

Wie die Vögel aus Allem ein Nest bauen, machen die Kinder sich aus Allem eine Puppe. Während Eponine und Azelma die Katze anputzten, hatte Cosette ihrerseits den Sä-

bel angeputzt. Dann legte sie ihn auf den Arm und sang leise, um ihn einzuschläfern.

Die Puppe ist eins der gebieterischsten Bedürfnisse, und zugleich einer der lieblichsten Instinkte der weiblichen Kindheit. Pflegen, kleiden, unterrichten, etwas auszanken, wiegen, einschläfern, sich etwas und Jemand vorstellen — darin liegt die ganze Zukunft des Weibes. Träumend und spielend, kleine Kindersachen, kleine Kleiderchen, kleine Leibchen nähend, wird das Kind zum jungen Mädchen, das junge Mädchen zum erwachsenen, das erwachsene zur Frau. Das erste Kind ist eine Fortsetzung der letzten Puppe.

Ein kleines Mädchen ohne Puppe ist beinahe ebenso unglücklich und ganz ebenso unmöglich, wie eine Frau ohne Kinder.

Cosette hatte sich also eine Puppe mit ihrem Säbel gemacht.

Die Thénardier näherte sich dem gelben Menschen. „Mein Mann hat Recht," dachte sie, „es ist vielleicht Herr Laffitte. Es giebt solche reiche Possenreißer."

Sie stützte sich mit dem Ellenbogen auf den Tisch.

„Mein Herr," sagte sie —

Bei den Worten „mein Herr" wendete der Mensch sich um. Die Thénardier hatte ihn bisher nur noch „mein Guter" genannt.

„Sehen Sie, mein Herr," fuhr sie fort, indem sie ihr süßliches Wesen annahm, das noch widerlicher war, als ihr wildes; „ich will wohl, daß das Kind spielt und widersetze mich dem nicht, doch das ist nur für einmal gut, denn Sie sind großmüthig. Sehen Sie wohl, das Ding hat nichts. Es muß wohl arbeiten."

„Dies Kind gehört also nicht Ihnen?"

„O mein Gott, nein, mein lieber Herr! sie ist ein armes Mädchen, das wir so aus Barmherzigkeit angenommen haben, eine Art einfältiges Kind. Sie muß Wasser im

Kopfe haben. Sie hat einen dicken Kopf, wie Sie wohl sehen. Wir thun für sie, was wir können, denn wir sind nicht reich. Wir mögen in ihre Heimath schreiben, so viel wir wollen, seit sechs Monaten antwortet man uns nicht mehr. Man muß glauben, daß ihre Mutter gestorben ist."

„So!" sagte der Mann und versank wieder in seine Träumerei.

„Diese Mutter war nicht weit her," fügte die Thénardier hinzu. „Sie ließ ihr Kind im Stich."

Während dieser ganzen Unterredung wendete Cosette, der ein Instinkt zu sagen schien, daß man von ihr sprach, die Augen nicht von der Thénardier ab. Sie hörte undeutlich und verstand hier und dort einige Worte.

Indeß wiederholten die Trinker, die sämmtlich drei Viertel betrunken waren, ihr schmutziges Lied mit einer verdoppelten Lustigkeit. Die Thénardier nahm ihren Antheil an den Ausbrüchen des Gelächters. Cosette sah unter dem Tisch in das Feuer, welches sich aus ihren starren Augen wiederspiegelte. Sie wiegte ihr Wickelkind wieder auf dem Arme und sang dabei ganz leise: „Meine Mutter ist todt! meine Mutter ist todt! meine Mutter ist todt!"

Auf neues Drängen der Wirthin willigte der gelbe Mensch, „der Millionär", endlich ein, zu Abend zu essen.

„Was beliebt dem Herrn?"

„Brod und Käse," sagte der Mensch.

„Er ist ganz gewiß ein Lump," dachte die Thénardier.

Die Betrunkenen sangen fortwährend ihr Lied, und das Kind unter dem Tische sang das ihrige.

Plötzlich unterbrach sich Cosette. Sie hatte sich umgewendet nnd bemerkte die Puppe, welche die kleinen Thénardier's der Katze wegen weggeworfen hatten und die einige Schritte von dem Küchentisch entfernt am Boden lag.

Sie ließ nun ihren eingewickelten Säbel, der ihr nur halb genügte, fallen und dann die Augen langsam im Saale

umherschweifen. Die Thénardier sprach leise mit ihrem Mann und zählte Geld. Ponine und Zelma spielten mit der Katze, die Reisenden aßen oder tranken oder sangen, keiner hatte einen Blick auf sie gerichtet. Sie durfte keinen Augenblick verlieren. Sie kam auf den Händen und Füßen kriechend unter dem Tisch hervor, überzeugte sich noch einmal, daß Niemand auf sie achtete, glitt dann rasch bis zu der Puppe hin und ergriff sie. Einen Augenblick darauf saß sie wieder an ihrem Platze, regungslos und so gewendet, daß der Schatten auf die Puppe fiel, die sie in den Armen hielt. Das Glück, mit einer Puppe spielen zu können, war so selten für sie, daß sie darüber die Wohlthat einer Wollust genoß.

Niemand hatte sie gesehen, ausgenommen der Reisende, der langsam sein ärmliches Abendessen verzehrte.

Diese Freude dauerte beinahe eine Viertelstunde.

Aber so vorsichtig sich Cosette auch benahm, bemerkte sie doch nicht, daß eins von den Beinen der Puppe hervorkam, und von dem Feuer des Heerdes hell beleuchtet wurde. Dieser rosige Fuß, der aus der Dunkelheit schimmerte, zog plötzlich den Blick Azelma's auf sich, und diese sagte zu Eponine: „Sieh, Schwester!"

Die beiden kleinen Mädchen waren ganz erstarrt vor Verwunderung. Cosette hatte es gewagt, ihre Puppe zu nehmen.

Eponine stand auf, und ohne die Katze loszulassen, ging sie zu ihrer Mutter und zupfte sie am Rocke.

„So laß mich doch," sagte die Mutter. „Was willst Du denn?"

„Mutter," sagte das Kind, „sieh doch!"

Dabei zeigte es mit dem Finger auf Cosette.

Cosette, die ganz dem Entzücken über den Besitz hingegeben war, sah und hörte nichts mehr.

Das Gesicht der Thénardier nahm jenen eigenthüm-

lichen Ausdruck an, der furchtbar ohne irgend eine Beimischung ist und der Weibern ihrer Art den Namen Megäre zugezogen hat.

Diesmal steigerte der verletzte Stolz noch ihren Zorn. Cosette hatte jeden Unterschied vergessen, hatte es gewagt, die Puppe der „Fräuleins" zu berühren. — Eine Czaarin, welche einen Muschick das große blaue Band ihres kaiserlichen Sohnes hätte umhängen sehen, würde kaum ein anderes Gesicht gemacht haben.

Sie schrie mit einer Stimme, welche der Unwille heiser machte:

„Cosette!"

Cosette erbebte, als hätte die Erde unter ihr gezittert. Sie wendete sich um.

„Cosette!" wiederholte die Thénardier.

Cosette nahm die Puppe und legte sie leise auf den Boden mit einer Art von Verehrung, in welche sich Verzweiflung mischte. Ohne sie mit den Augen zu verlassen, faltete sie dann die Hände, und, was bei einem Kinde ihres Alters beinahe entsetzlich ist — sie rang die Hände. Was keine von den Aufregungen des Tages vermocht hatte, weder der Gang in den finstern Wald, noch die Schwere des Wassereimers, noch der Verlust des Geldes, noch der Anblick des hölzernen Hammers, noch selbst die zornigen Worte der Thénardier — das geschah jetzt: — sie weinte. Sie brach in heftiges Schluchzen aus.

Indeß war der Reisende aufgestanden.

„Was giebt es denn?" sagte er zu der Thénardier.

„Sehen Sie denn nicht?" sagte die Thénardier, indem sie mit dem Finger auf das corpus delicti zeigte, welches zu den Füßen Cosettens lag.

„Nun, was denn?" entgegnete der Mann.

„Diese Schelmin," erwiederte die Thénardier, „hat sich erlaubt, die Puppe der Kinder anzurühren."

„Darum all der Lärm?“ sagte der Mann. — „Nun, wenn sie auch mit der Puppe spielt?

„Sie hat sie mit ihren schmutzigen Händen angefaßt,“ fuhr die Thénardier fort, „mit ihren entsetzlichen abscheulichen Händen!“

Hier verdoppelte Cosette ihr Schluchzen.

„Wirst Du schweigen?“ schrie die Thénardier.

Der Mann ging gerade auf die Straßenthür zu, öffnete sie und trat hinaus.

Sobald er fort war, benutzte die Thénardier seine Abwesenheit, um unter dem Tische Cosette einen Fußtritt zu versetzen, über den das Kind lautes Geschrei ausstieß.

Die Thür öffnete sich wieder, der Mann kehrte zurück und trug mit beiden Händen die fabelhafte Puppe, deren wir weiter oben erwähnten und welche alle Kinder des Dorfes seit dem Morgen voll Bewunderung betrachteten. Er stellte sie vor Cosette hin und sagte:

„Da nimm; die ist für Dich.“

Man muß glauben, daß er seit länger als einer Stunde, die er hier zubrachte, mitten in seinen Träumereien die Spielwaarenbude bemerkt hatte, die mit Lampen und Lichtern beleuchtet war und glänzend wie eine Illumination durch die Scheiben der Schenke schimmerte.

Cosette erhob die Augen; sie hatte den Menschen mit dieser Puppe auf sich zukommen sehen, wie wenn er die Sonne wäre, und hörte die unglaublichen Worte: die ist für Dich! — Sie sah ihn, sah die Puppe an, wich dann langsam zurück und verbarg sich endlich unter dem Tische in der äußersten Ecke.

Sie weinte nicht mehr, sie schrie nicht mehr, es schien als wagte sie nicht mehr zu athmen.

Die Thénardier, Eponine und Azelma waren in Bildsäulen verwandelt. Selbst die Trinker waren erstarrt. Es war eine feierliche Stille in der ganzen Schenke entstanden.

Die Thénardier, welche erstarrt und stumm war, fuhr fort in ihren Conjecturen: wer ist dieser Alte? Ist er arm? ist er ein Millionär? Vielleicht beides zusammen, das heißt ein Spitzbube.

Das Gesicht der Thénardier zeigte jene ausdrucksvolle Runzel, welche das menschliche Gesicht jedesmal annimmt, wenn der herrschende Instinkt darauf mit der ganzen bestialischen Gewalt erscheint. Der Kneipenwirth betrachtete wechselweise die Puppe und den Reisenden; er schien diesen Menschen zu riechen, wie er einen Sack Geld gerochen haben würde. Dies währte jedoch nur die Zeit eines Blitzes. Er näherte sich seiner Frau und flüsterte ihr leise zu: „die Geschichte kostet wenigstens dreißig Francs. Keine Dummheiten. Nieder auf den Bauch vor dem Menschen."

Wenige Naturen haben das mit den Unbefangenen gemein, daß es bei ihnen keinen allmäligen Uebergang giebt.

„Cosette," sagte die Thénardier mit einer Stimme, die sie weich machen wollte, die aber doch den ganzen sauren Honig boshafter Weiber verrieth, „weshalb nimmst Du denn Deine Puppe nicht?"

Cosette wagte sich aus ihrem Loche hervor.

„Mein kleines Cosettchen," sagte Thénardier mit schmeichelndem Wesen, „der Herr schenkt Dir die Puppe. Nimm sie, sie gehört Dir.

Cosette betrachtete die wunderbare Puppe mit einer Art von Schrecken. Ihr Gesicht war noch mit Thränen benetzt, aber ihre Augen begannen sich gleich dem Himmel bei der Morgendämmerung, mit dem eigenthümlichen Glanze der Freude zu füllen. Was sie in diesem Augenblick empfand, war gleich so ziemlich dem, was sie gefühlt haben würde, wenn man ihr plötzlich gesagt hätte: Kleine, Du bist die Königin von Frankreich.

Es schien ihr, wenn sie die Puppe berührte, so würde derselben der Donner entströmen.

Dies war bis auf einen gewissen Punkt wahr, denn sie sagte sich, die Thénardier würde zanken und sie schlagen.

Indeß trug die Anziehungskraft den Sieg davon. Sie näherte sich endlich der Puppe und flüsterte schüchtern, indem sie sich gegen die Thénardier wendete:

„Darf ich denn, Madame?"

Kein Ausdruck vermöchte das zugleich verzweiflungsvolle Erschrecken und entzückte Wesen zu schildern.

„Natürlich!" sagte die Thénardier; „sie gehört dir; der Herr schenkt sie dir ja."

„Wirklich, mein Herr?" entgegnete Cosette. „Ist das wirklich wahr? Sie gehört mir, die Dame?"

Dem Fremden schienen Thränen in den Augen zu stehen. Er befand sich auf jenem Punkte der Rührung, auf dem man nicht zu sprechen wagt, um nicht zu weinen. Er gab ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe und legte die Hand der Dame in die kleine Hand Cosettens.

Cosette zog lebhaft ihre Hand zurück, als hätte die der Dame sie verbrannt und blickte auf den Boden. Wir sind gezwungen, hinzuzufügen, daß sie in diesem Moment die Zunge unmäßiglang herausstreckte. Plötzlich wendete sie sich um und ergriff hastig die Puppe.

„Ich werde sie Catharine nennen," sagte sie.

Es war ein eigenthümlicher Anblick, zu sehen, wie die Lumpen Cosettens mit den Bändern und dem rosa Kleide der Puppe zusammentrafen und sich verschlangen.

„Madame," fragte sie weiter, „darf ich sie auf einen Stuhl setzen?"

„Ja, mein Kind," entgegnete die Thénardier.

Jetzt sahen Eponine und Azelma voll Neid auf Cosette.

Cosette setzte Catharine auf einen Stuhl, kauerte dann auf der Erde vor ihr nieder und blieb so regungslos, ohne ein Wort zu sprechen, in der Haltung der Betrachtung.

„Spiele doch, Cosette," sagte der Fremde.

„O, ich spiele,“ erwiederte das Kind.

Dieser Fremde, dieser Unbekannte, der eine Heimsuchung der Vorsehung für Cosette zu sein schien, war in diesem Augenblicke das, was die Thénardier auf der ganzen Welt am meisten haßte. Gleichwohl mußte sie sich bezwingen. Die Aufregung war größer, als sie zu ertragen vermochte, so sehr sie sich an die Verstellung gewöhnt hatte, indem sie bei allen ihren Handlungen ihrem Manne nachzuahmen strebte. Sie beeilte sich, ihre Töchter schlafen zu schicken, und bat dann dem gelben Manne um die Erlaubniß, auch Cosette zur Ruhe schicken zu dürfen, die sich heute so angestrengt habe, fügte sie mit mütterlichem Tone hinzu.

Cosette ging schlafen, indem sie Catharine in ihre Arme mit sich nahm.

Die Thénardier ging von Zeit zu Zeit an das andere Ende des Saales, wo ihr Mann war, um ihre Seele zu erleichtern, wie sie sagte. Sie wechselte mit ihrem Manne kein Wort, die um so wüthender waren, da sie es nicht wagte, sie laut zu sprechen.

„Das alte Vieh! Was hat er denn im Leibe? Uns hier so zu stören! Zu wollen, daß das kleine Ungeheuer spielen soll! ihn Puppen zu schenken, Puppen von vierzig Francs einem Affen zu schenken, den ich für vierzig Sous hingäbe! Nur noch wenig fehlt und er sagte zu ihr: Ew. Majestät, wie zu der Herzogin von Berry: Ist der bei gefundenem Verstand? Er muß toll sein, der alte Geheimnißkrämer!“

„Weshalb? Das ist ganz einfach,“ erwiederte Thénardier. „Wenn es ihn unterhält? Dich unterhielt es, daß die Kleine arbeitet, ihn, daß sie spielt. Er ist in seinem Rechte. Ein Reisender thut, was er will, wenn er es nur bezahlt. Wenn dieser Alte ein Menschenfreund ist, was kümmert das dich? Wenn er ein Dummkopf ist, so geht

dich das auch nichts an. In was mischest du dich, da er Geld hat?"

Das war die Sprache des Herrn und das Urtheil eines Gastwirthes, welche beide keinen Widerspruch gestatteten.

Der Mensch hatte sich mit dem Ellenbogen auf den Tisch gestützt und seine Haltung der Träumerei wieder angenommen. Alle anderen Reisenden, Krämer und Kärrner hatten sich ein wenig von ihm entfernt und sangen nicht mehr. Sie betrachteten ihn aus der Ferne mit einer Art von ehrerbietiger Furcht. Dieser so ärmlich gekleidete Mensch, der aus seiner Tasche Hinterräder mit solcher Leichtigkeit zog und die riesige Puppe an kleine Barfüßlerinnen verschwendete, war ganz gewiß ein ausgezeichneter und gefürchteter Mensch.

Mehrere Stunden verflossen, die mitternächtliche Messe begann. Die Nachtmahlzeit war beendigt, die Trinker hatten sich entfernt, die Kneipe war verschlossen, das Gastzimmer verödet, das Feuer erloschen und noch saß der Fremde an derselben Stelle und in derselben Haltung. Von Zeit zu Zeit wechselte er den Ellenbogen, auf den er sich stützte. Das war Alles. Aber er hatte kein Wort gesprochen, seitdem Cosette nicht mehr da war.

Aus Schicklichkeit und Neugier waren die Thénardier's allein in dem Saal geblieben.

„Will er die Nacht so zubringen!" brummte die Thénardier.

Als es zwei Uhr Morgens schlug, erklärte sie sich für besiegt und sagte zu ihrem Manne: „ich gehe, mache mit ihm, was Du willst."

Der Mann setzte sich an einen Tisch in der Ecke, zündete ein Licht an und las den Courrier français.

So verging eine gute Stunde. Der würdige Schenkwirth hatte wenigstens dreimal den Courrier français ge-

lesen, von dem Datum der Nummer an bis zum Namen des Druckers. Der Fremde rührte sich nicht.

Thénardier rückte hin und her, hustete, räusperte sich, schneuzte sich, ließ den Tisch knarren. Keine Bewegung des Menschen. „Schläft er etwa?" dachte Thénardier. Der Mensch schlief nicht, aber nichts konnte ihn erwecken. Endlich nahm Thénardier die Mütze ab, nährte sich leise und wagte zu sagen:

„Wollen der Herr nicht ruhen?"

Wollen Sie nicht schlafen gehen würde ihm eine zu vertrauliche Frage gewesen sein. Ruhe klang nach Luxus und Ehrerbietung. Dergleichen Worte haben die geheimnißvolle und bewundernswerthe Eigenschaft, am nächsten Tage die Rechnung des Gastes zu steigern. Eine Stube, in der man schläft, kostet 20 Sous, ein Zimmer, in dem man ruht, kostet 20 Francs.

„Ja," sagte der Fremde, „Sie haben Recht. Wo ist Ihr Stall?"

„Mein Herr," sagte Thénardier lächelnd," ich will Sie führen."

Er nahm das Licht; der Mensch ergriff sein Päckchen und seinen Stock und Thénardier führte ihn nach einem Zimmer im ersten Geschoß, das außerordentlich glänzend war, ganz in Mahagoni meublirt und mit einem Himmelbett.

„Was ist das?" sagte der Reisende.

„Das ist unser eigenes Hochzeitszimmer," sagte der Gastwirth. „Wir bewohnen ein anderes, meine Frau und ich. Dies Zimmer hier wird nur drei oder vier Mal im Jahre betreten."

„Mir wäre der Stall ebenso lieb gewesen," sagte der Mann barsch.

„Thénardier schien diese nicht sehr artige Bemerkung nicht zu hören.

Er zündete zwei ganz neue Wachskerzen an, die auf

dem Kamine standen. Ein ziemlich gutes Feuer brannte auf dem Roste.

Auf dem Kamine stand unter einer Glasglocke ein weiblicher Kopfputz aus Silberfäden und Orangenblüthen.

„Und das hier, was ist das?“ sagte der Fremde.

„Mein Herr,“ entgegnete Thénardier, das ist der Brautkranz meiner Frau.“

Der Reisende betrachtete den Gegenstand mit einem Blicke, welcher zu sagen schien: es gab also einen Augenblick, in welchem dieses Ungeheuer eine Jungfrau war?“ Uebrigens log Thénardier. Als er diese Hütte pachtete, um eine Schänke daraus zu machen, fand er das Zimmer so eingerichtet und kaufte die Meubel, sowie den Kopfputz, indem er meinte, das würde einen anmuthigen Schatten auf seine „Gemahlin“ werfen und für sein Haus daraus das entspringen, was die Engländer die Achtungswürdigkeit nennen.

Als der Reisende sich umwandte, war der Wirth verschwunden. Thénardier hatte sich bescheiden entfernt, ohne zu wagen gute Nacht zu wünschen, denn er wollte nicht mit einer unehrerbietigen Vertraulichkeit den Mann behandeln, den er sich vornahm, am nächsten Morgen königlich zu prellen.

Der Wirth zog sich auf seine Stube zurück. Seine Frau lag zu Bett, aber sie schlief nicht. Als sie den Tritt ihres Mannes hörte, wandte sie sich um und sagte: „Du mußt wissen, daß ich Cosette morgen zur Thür hinauswerfe.“

Thénardier antwortete kalt:

„Wie Du hastig bist!“

Sie wechselten kein Wort weiter und einige Augenblicke darauf war das Licht ausgelöscht.

Der Reisende seinerseits hatte sein Päckchen und seinen Stock in eine Ecke gethan. Als der Wirth fort war, setzte er sich auf einen Armsessel und blieb einige Zeit in Nach-

denken versunken, dann zog er seine Schuhe aus, nahm eine der Kerzen, blies die andere aus, öffnete die Thür und blickte umher, wie Jemand, der nach Etwas sucht. Er ging über den Gang und kam an eine Treppe. Hier hörte er den leisen Ton, der den Athemzügen eines Kindes glich. Er ließ sich dadurch führen und gelangte zu einer Art dreieckiger Vertiefung unter der Treppe. Hier stand unter allen Arten alter Körbe und Scherben, unter Staub und Spinnweben ein Bett, wenn man nämlich einen durchlöcherten Strohsack, der das Stroh zeigt und eine zerrissene Decke, die den Strohsack sehen läßt, ein Bett nennen kann. Kein Betttuch. Dies Lager war auf den Fußboden bereitet. Auf diesem Lager schlief Cosette. Der Mann trat näher und betrachtete sie.

Cosette schlief fest und war ganz angekleidet. Im Winter zog sie sich nicht aus, um weniger zu frieren.

Fest an sich gedrückt hielt sie die Puppe, deren große offenen Augen durch die Dunkelheit leuchteten. Von Zeit zu Zeit stieß sie einen tiefen Seufzer aus, als wollte sie erwachen, und schloß die Puppe beinahe krampfhaft in die Arme. Neben ihrem Lager stand nur einer ihrer Holzschuhe.

Eine offene Thür neben dem Verschlage Cosettens ließ ein ziemlich großes Zimmer gewahren. Der Fremde trat in dasselbe ein. Im Hintergrund erblickte man durch eine Glasthür zwei sehr weiße gleiche Betten. Es waren die Azelma's und Eponinens. Hinter diesen Betten verschwand zur Hälfte eine Wiege aus Weidengeflecht, in welcher der kleine Knabe schlief, der den ganzen Abend geschrien hatte.

Der Fremde vermuthete, daß dieses Zimmer mit dem der Gatten Thénardier in Verbindung stand. Er wollte sich zurückziehen, als sein Blick auf den Kamin fiel. Es war einer jener großen Wirthshauskamine, in welchen stets ein sehr kleines Feuer brennt, wenn überhaupt ein Feuer darin ist, und deren Anblick ein Frösteln erweckt. In

diesem Kamin war kein Feuer; es lag nicht einmal Asche darin. Was aber sich darin befand, zog dennoch die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich. Es waren zwei kleine Kinderschuhe von koketter Form und in gleicher Größe. Der Reisende erinnerte sich an der lieblichen und seit undenklichen Zeiten bestehenden Gewohnheit der Kinder, am Weihnachtsabend ihre Fußbekleidung in dem Kamin zu stellen, um in der Dunkelheit auf ein glänzendes Geschenk ihrer guten Fee zu warten. Eponine und Azelma hüteten sich wohl, diesem Gebrauche ungetreu zu werden, und hatten jede einer ihrer Schuhe in den Kamin gestellt.

Der Reisende bückte sich.

Die Fee, das heißt die Mutter, hatte ihren Besuch bereits gemacht und man sah in jedem Schuh ein schönes ganz neues Zehn-Sousstück blitzen.

Der Mensch erhob sich und wollte gehen, als er im Hintergrunde in der dunkelsten Ecke einen andern Gegenstand bemerkte. Er sah näher hin und erkannte einen Holzschuh von der rohesten Art, ganz zerbrochen und ganz bedeckt mit Asche und trocknen Koth. Es war der Holzschuh Cosettens. Mit jenem rührenden Vertrauen der Kinder, welches immer betrogen werden kann, ohne sich je ganz entmuthigen zu lassen, hatte auch Cosette ihren Holzschuh in den Kamin gestellt.

Es ist etwas Erhabenes und Rührendes die Hoffnung eines Kindes, welches etwas anderes gekannt hat, als die Verzweiflung.

In den Holzschuh lag nichts.

Der Fremde griff in seine Westentasche, bückte sich und legte in den Holzschuh Cosettens einen Louisd'or hinein.

Dann schlich er sich nach seinem Zimmer zurück.

IX.

Thénardier beim Werke.

Am nächsten Morgen, wenigstens zwei Stunden vor Tagesanbruch, saß Thénardier bei einem brennenden Licht an einem Tische in dem großen Gastzimmer, eine Feder in der Hand, und schrieb die Rechnung des Reisenden in dem gelben Ueberrock.

Die Frau stand halb über ihn geneigt hinter ihm und folgte mit den Augen seiner Feder. Sie wechselte kein Wort. Von der einen Seite herrschte tiefes Nachdenken, von der andern jene gewissenhafte Bewunderung, mit welcher man eine Wunde des menschlichen Geistes entstehen und sich entwickeln sieht. Man hörte in dem Hause ein Geräusch; es war die Lerche, welche die Treppe fegte.

Nach einer Viertelstunde und einigen Ausstreichungen zeigte Thénardier das folgende Meisterwerk:

Rechnung des Herrn auf Nro. 1.

Abendessen	Frs.	3.
Zimmer	"	10.
Kerzen	"	5.
Heizung	"	4.
Service	"	1.
Summa	Frs.	23.

Service war geschrieben Servisse.

„Dreiundzwanzig Francs!“ rief die Frau mit einem Enthusiasmus, in dem sich einige Besorgniß mischte.

Gleich allen großen Künstlern war Thénardier mit sich selbst unzufrieden.

„Bah!“ sagte er.

Das war der Ton, mit welchem Castlereagh auf dem Congresse von Wien die Rechnung Frankreichs aufsetzte.

„Herr Thénardier — Du hast Recht,“ murmelte die Frau, indem sie an die Puppe dachte, welche Cosette in Gegenwart ihrer eigenen Töchter geschenkt bekommen hatte; „Du hast Recht, aber es ist zu viel. Er wird es nicht wollen bezahlen.“

Thénardier sagte mit seinem kalten Lächeln:

„Er wird bezahlen.“

Dieses Lächeln war der höchste Beweis der Gewißheit und der Herrschaft. Was auf diese Weise gesagt wurde, mußte geschehen. Die Frau sagte nichts weiter. „Sie brachte die Tische in Ordnung. Der Mann ging in dem Saale auf und nieder. Einen Augenblick darnach fügte er hinzu:

„Ich schulde 1500 Francs.“

Er setzte sich an die Ecke des Kamins und sann nach, indem er die Füße auf die warme Asche stützte.

Du hast doch nicht vergessen, „nahm die Frau das Wort,“ daß ich Cosette heute zur Thür hinauswerfe? Das Ungeheuer! Sie nagt mir mit ihrer Puppe das Herz ab. Lieber wollte ich Ludwig XVIII. heirathen, als sie noch länger im Hause behalten.

Thénardier zündete seine Pfeife an und entgegnete zwischen zwei Dampfwolken!

„Du wirst dem Mann die Rechnung übergeben.“

Dann ging er hinaus.

Kaum hatte er den Saal verlassen, als der Reisende eintrat.

Thénardier erschien auf der Stelle wieder hinter ihm und blieb regungslos in der halbgeöffneten Thür stehen, nur seiner Frau allein sichtbar.

Der gelbe Mann trug in der Hand seinen Rock und sein Päckchen.

„Schon so früh auf?“ sagte die Thénardier. „Wollen Sie uns schon verlassen; mein Herr?“

Während sie so sprach, drehte sie mit verlegenem Wesen die Rechnung in ihren Händen hin und her und drückte mit ihren Nägeln Falten hinein. Ihr hartes Gesicht zeigte einen Ausdruck, der ihm nicht üblich war: Schüchternheit und Bedenken.

Eine solche Rechnung einem Menschen zu übergeben, der so ganz entschieden aussah wie „ein Armer,“ das schien ihr unpassend zu sein.

Der Reisende war gedankenvoll und zerstreut. Er antwortete:

„Ja, Madame, ich gehe.“

„Der Herr,“ entgegnete sie, „hat also keine Geschäfte in Montfermeil?“

„Nein, ich reise nur durch, das ist Alles. — Madame,“ dann fügte er hinzu, „wie viel bin ich schuldig?“

Die Thénardier reichte ihm ohne zu antworten die zusammengelegte Rechnung.

Der Mensch faltete das Papier auseinander und sah es an; seine Aufmerksamkeit war aber augenscheinlich auf einen andern Punkt gerichtet.

„Madame,“ sagte er, „machen Sie gute Geschäfte in Montfermeil?“

„So, so, mein Herr,“ erwiederte die Thénardier, welche ganz verdutzt darüber war, keinen andern Ausbruch zu vernehmen.

Mit einem elegischen und kläglichem Tone fuhr sie dann fort:

„Ach, mein Herr, die Zeiten sind sehr hart, und dann haben wir so wenige Wohlhabende im Ort! Es sind Alles kleine Leute, sehen Sie. Hätten wir nicht zuweilen großmüthige

und reiche Reisende, wie der Herr! Wir müssen so viel Lasten tragen. Sehen Sie, die Kleine kostet uns die Augen aus dem Kopfe."

„Welche Kleine?"

„Nun, die Kleine, Sie wissen ja! Cosette, die Lerche, wie die Leute Sie hier nennen."

„So!" sagte der Mensch.

„Sind diese Bauern dumm mit ihren Spottnamen! Sie hat viel mehr das Aussehen einer Fledermaus wie das einer Lerche. Sehen Sie, mein Herr, wir verlangen keine Almosen, aber wir können auch keine geben. Wir gewinnen nichts und haben viel zu zahlen. Das Patent, die Abgaben, die Steuern auf Thüren und Fenster, die Zehnten! Der Herr weiß wohl, daß die Regierung ein furchtbares Geld verlangt. Und dann habe ich meine Töchter! Ich brauche nicht das Kind Anderer zu ernähren."

Der Mann entgegnete mit jener Stimme, die er gleichgültig zu machen bemüht war, welche aber dennoch zitterte:

„Und wenn man Sie von dem Kinde befreite?"

„Von wem? von Cosette?"

„Ja."

Das rothe Gesicht der Schankwirthin erheiterte sich durch eine abschreckende Freude.

„Ach, mein Herr, mein guter Herr, nehmen Sie sie, behalten Sie sie, führen Sie sie fort, tragen Sie sie fort, setzen Sie sie in Zucker, füllen Sie sie mit Trüffeln, trinken Sie sie, essen Sie sie, und seien Sie dafür gesegnet von der heiligen Jungfrau und von den Heiligen des Paradieses!"

„Es ist abgemacht."

„Wirklich? Sie nehmen sie mit?"

„Ich nehme sie mit."

„Sogleich. Rufen Sie das Kind."

„Cosette!" schrie die Thénardier.

„Einstweilen, fuhr der Mann fort," werde ich Ihnen die Rechnung bezahlen. Wie viel beträgt sie?"

Er warf einen Blick auf die Rechnung und konnte einen Ausruf der Ueberraschung nicht unterdrücken:

„Dreiundzwanzig Francs?"

In dem Tone dieses wiederholten Ausrufes lag der Klang, der das Ausrufungszeichen von dem Fragezeichen unterscheidet.

Die Thénardier hatte Zeit gewonnen, sich auf den Angriff vorzubereiten. Sie antwortete voll Zuversicht:

„Nun ja, mein Herr, dreiundzwanzig Francs!"

Der Fremde legte fünf Francsstücke auf den Tisch und sagte dann: „Holen Sie die Kleine."

In diesem Augenblicke trat Thénardier in die Mitte des Saales und sagte:

„Der Herr ist sechsundzwanzig Sous schuldig."

„Sechsundzwanzig Sous!" rief die Frau.

„Zwanzig Sous für die Stube," sagte Thénardier, „und sechs Sous für das Abendessen. Was die Kleine betrifft, so muß ich über die ein wenig mit dem Herrn sprechen. Laß uns allein, Frau."

Die Thénardier war geblendet wie durch einen jener unerwarteten Blitze des Talentes. Sie fühlte, daß der große Schauspieler die Scene betrat, erwiderte kein Wort und ging.

Sobald Thénardier mit dem Reisenden allein war, bot er ihm einen Stuhl. Der Reisende setzte sich. Thénardier blieb stehen und sein Gesicht nahm einen eigenthümlichen Ausdruck der Gutmüthigkeit und Einfalt an.

„Mein Herr, sehen Sie," sagte er, „ich muß Ihnen sagen, daß ich das Kind anbete."

Der Reisende sah ihn fest an und fragte:

„Welches Kind?"

Thénardier fuhr fort:

„Wie das komisch ist! Man schließt sich an. Was bedeutet all das Geld? Nehmen Sie doch Ihre Hundertsousstücke zurück — es ist ein Kind, das ich wirklich anbete.“

„Welches denn?“ fragte der Fremde.

„Nun, unsere kleine Cosette! Wollten Sie sie uns nicht entführen? Nun, ich spreche ganz offen. So wahr wie ein rechtschaffener Mensch, ich kann meine Einwilligung nicht geben. Sie würde mir fehlen, dieses Kind. Ich habe sie von ganz klein bei mir. Freilich ist es wahr, sie kostet uns Geld; freilich hat sie auch ihre Fehler, freilich sind wir nicht reich, freilich habe ich über vierhundert Francs bei einer ihrer Krankheiten für Arzneien bezahlt! Aber man muß doch für den guten Gott Etwas thun! Das Ding hat weder Vater noch Mutter; ich erzog sie. Ich habe Brod für sie und für mich. In der That, ich halte auf dieses Kind. Sie begreifen wohl, man faßt eine Zuneigung; ich bin ein gutes Thier. Ich denke nicht weiter, aber ich liebe die Kleine; meine Frau ist etwas heftig, aber sie liebt sie auch. Sehen Sie, es ist wie unser eigenes Kind. Es ist nur ein Bedürfniß, sie in dem Hause plappern zu hören.“

Der Reisende sah ihn fortwährend starr an. Thénardier fuhr fort:

„Verzeihung, Entschuldigung, mein Herr, allein man übergiebt nicht sein Kind so einem Durchreisenden. Nicht wahr, ich habe Recht? — Uebrigens will ich nicht ganz dagegen sein, denn Sie sind reich und scheinen ein braver Mann zu sein, wenn es zu ihrem Glück wäre. Aber das müßte man wissen, Sie begreifen wohl? Vorausgesetzt, ich lasse sie gehen und opferte mich selbst dabei auf, so wünschte ich doch zu wissen, wohin sie geht. Ich möchte sie nicht ganz aus den Augen verlieren, möchte wissen, bei wem sie ist, um sie von Zeit zu Zeit zu besuchen, damit sie weiß, daß ihr guter Pflegevater da ist und über sie wacht. Endlich giebt es Dinge, die nicht möglich sind. Ich kenne

nicht einmal Ihren Namen. Nähmen Sie sie mit, so müßte ich sagen: nun, die Lerche! wo ist sie denn hingekommen? Ich müßte wenigstens ein Stückchen Papier sehen, so etwas, wie einen Paß."

Ohne aufzuhören ihn mit einem Blicke zu betrachten, der so zu sagen bis auf den Grund des Gewissens ging, antwortete der Fremde mit erregtem festen Ton:

„Herr Thénardier, man hat keinen Paß, wenn man fünf Meilen von Paris sich entfernt. Nehme ich Cosette mit, so nehme ich sie mit, das ist Alles. Sie werden meinen Namen nicht erfahren, meine Wohnung nicht kennen lernen, nicht wissen, wo sie ist und nach meiner Absicht sollen Sie sie nie im Leben wieder sehen! Ich zerreiße den Faden, den sie am Fuße hat, und sie geht mit mir. Sagt Ihnen das nicht zu? Ja oder nein.

So wie die Dämonen und die Geister an gewissen Zeichen die Anwesenheit eines höheren Gottes erkennen, begriff Thénardier, daß er es mit einem ihn überlegenen zu thun hatte. Es war wie eine Eingebung. Er erkannte das mit seiner schnellen scharfen Fassungsgabe. Am Abend zuvor, während er mit den Kärnern trank, rauchte, die schmutzigsten Lieder sang, hatte er nicht aufgehört, den Fremden zu beobachten, ihn zu erspähen wie eine Katze und zu studiren wie ein Mathematiker! Er hatte zugleich spionirt für seine eigene Rechnung, zu seinem Vergnügen, aus Instinkt und als ob er dafür bezahlt würde. Keine Bewegung, keine Wendung des Mannes in dem gelben Ueberrocke war ihm entgangen. Noch ehe der Unbekannte so offen seine Theilnahme für Cosette zeigte, hatte Thénardier sie errathen. Er hatte die innigen Blicke dieses Alten überrascht, die sich stets wieder auf das Kind wandten. Woher diese Theilnahme? Was war das für ein Mensch? Weshalb bei so vielem Geld in seiner Börse die elende Kleidung? Fragen, die er sich selbst stellte, die er nicht zu lösen vermochte und

wodurch er sich gereitzt fühlte. Die ganze Nacht über hatte er nachgedacht. Der Vater Cosettens konnte er nicht sein. War es vielleicht der Großvater? Weshalb denn aber sich nicht sogleich zu erkennen geben? Hat man ein Recht, so zeigt man es. Dieser Mensch hatte offenbar kein Recht auf Cosette. Wer war er denn aber? Thénardier verlor sich in Vermuthungen. Er überblickte Alles und sah nichts deutlich. Indem er aber das Gespräch mit dem Manne begann, hielt er sich überzeugt, daß in dem Namen ein Geheimniß lag, daß der Mensch im Dunkeln zu bleiben wünschte und er fühlte sich dadurch stark; bei der ruhigen, festen Antwort des Fremden und als er sah, daß dieser geheimnißvolle Mensch so ganz einfach geheimnißvoll blieb, fühlte er sich schwach werden. Etwas ähnliches hatte er nicht erwartet. Es war die Vernichtung seiner Vermuthungen. Er sammelte seine Gedanken und wog alles in einer Sekunde ab. Thénardier gehörte zu jenen Menschen, welche mit einem einzigen Blicke eine Lage erfassen. Er glaubte, es sei der Augenblick gekommen, gerade und rasch vorwärts zu gehen. Er handelte wie jene großen Feldherren, die den entscheidenden Augenblick allein zu erfassen vermögen, und demaskirte plötzlich seine Batterien.

„Mein Herr," sagte er „ich brauche fünfzehnhundert Francs."

Der Fremde zog aus seiner Seitentasche eine alte schwarzlederne Brieftasche, öffnete sie, nahm die Bankbillets heraus und legte sie auf den Tisch. Dann drückte er seinen Daumen auf die Banknoten und sagte zu dem Schenkwirth:

„Lassen Sie Cosette kommen."

Was machte Cosette, während dies Alles vorging?

Cosette war, als sie erwachte, nach ihrem Holzschuh geeilt. Sie hatte darin das Goldstück gefunden. Es war kein Napoleonsd'or, sondern eines jener ganz neuen Zwanzigfrancsstücke der Restauration. Cosette war geblendet. Ihr

Geschick begann sie zu berauschen. Sie wußte nicht, was ein Goldstück sei; sie hatte noch nie eines gesehen und verbarg es schnell in ihrer Tasche, als hätte sie es gestohlen. Indeß fühlte sie, daß es ihr wirklich gehörte, errieth, woher diese Gabe kam, empfand aber darüber eine Art von Freude, die mit Furcht gemischt war. Sie war zufrieden, besonders verwundert. Zwei so herrliche und so schöne Dinge schienen ihr nicht wirklich zu sein. Die Puppe flößte ihr Furcht ein, das Goldstück flößte ihr Furcht ein. Sie zitterte vor dieser Pracht. Nur der Fremde allein verursachte ihr keine Furcht; im Gegentheil, er beruhigte sie. Seit dem vergangenen Tage dachte sie während ihres Staunens, während ihres Schlafes in ihren kleinen Kinderverstand an diesen Mann, der so alt, so arm und so traurig aussah und doch so reich und so gut war. Seitdem sie mit dem Manne in dem Walde zusammentraf, hatte sich für sie Alles verwandelt. Cosette, die minder glücklich war als die geringste Schwalbe des Himmels, hatte nie gewußt, was es heißt, sich unter den Fittig der Mutter zu flüchten. Seit fünf Jahren, das heißt, soweit ihre Erinnerung zurückging, zitterte und fror das arme Kind. Sie war stets nackt dem scharfen Winde des Unglücks preisgegeben gewesen; jetzt kam es ihr vor, als sei sie bekleidet. Sonst empfand ihre Seele Frost, jetzt fühlte sie sich erwärmt.

Cosette hatte nicht mehr so viel Furcht vor den Thénardiers. Sie war nicht mehr allein; es stand Jemand neben ihr.

Sie hatte sich schnell an ihre tägliche Arbeit gemacht. Das Goldstück, das sie bei sich hatte in eben der Schürzentasche, aus welcher den Abend zuvor das Fünfzehn-Sousstück gefallen war, machte sie zerstreut. Sie wagte nicht, es zu berühren, allein sie betrachtete es mehrmals, indem sie, wie wir gestehen müssen, dabei die Zunge herausstreckte. Während sie die Treppe fegte, blieb sie stehen, regungslos,

ihren Besen und die ganze Welt vergessend, und damit beschäftigt, den Stern in ihrer Tasche funkeln zu sehen.

Bei einer dieser Betrachtungen überraschte sie die Thénardier.

Auf den Befehl ihres Mannes war sie gegangen, sie zu holen. Unerhört! Sie gab ihr keinen Schlag, sie schalt sie nicht!

„Cosette,“ sagte sie beinahe sanft, „komm sogleich mit.“

Einen Augenblick darauf trat Cosette in das Gastzimmer.

Der Fremde nahm das Päckchen, das er mitgebracht hatte und band es auf. Das Päckchen enthielt ein kleines Wollenkleid, eine Schürze, ein Nachtjäckchen, einen Unterrock, ein Halstuch, wollene Strümpfe, Schuhe, kurz einen vollständigen Anzug für ein Mädchen von sieben Jahren. Alles war schwarz.

„Mein Kind,“ sagte der Mann, „nimm das und kleide Dich schnell an.“

Der Tag dämmerte kaum, als die Einwohner von Montfermeil, welche ihre Fensterladen zu öffnen begannen, auf der nach Paris führenden Straße einen ärmlich gekleideten alten Mann gehen sahen, der an der Hand ein kleines Mädchen führte, welche Trauerkleider und auf dem Arme eine große rothe Puppe trug. Sie verfolgten die Richtung gegen Livry.

Das waren unser Mann und Cosette.

Niemand kannte den Mann und da Cosette nicht mehr in Lumpen ging, erkannten Viele sie nicht.

Cosette ging fort. Mit wem? Das wußte sie nicht. Wohin? Das wußte sie eben so wenig. Alles, was sie begriff, war, daß sie die Kneipe der Thénardiers hinter sich ließ. Niemand hatte daran gedacht, ihr Lebewohl zu sagen. Sie verließ das Haus gefaßt und hassend.

Armes, sanftes Geschöpf, dessen Herz bis zu dieser Stunde nur bedrückt worden war.

Cosette ging ernst, machte die Augen weit auf und betrachtete den Himmel. Ihr Goldstück hatte sie in die Tasche ihrer neuen Schürze gesteckt. Von Zeit zu Zeit bückte sie sich und richtete auf dasselbe einen Blick; dann sah sie den alten Mann an. Sie fühlte so etwas, als ob sie Gott nahe sei.

X.

Wer das Beste sucht, findet das Schlimmste.

Die Thénardier hatte ihrer Gewohnheit nach ihren Mann gewähren lassen. Sie erwartete große Ereignisse. Als der Mann und Cosette sich entfernt hatten, ließ Thénardier eine lange Viertelstunde verfließen; dann nahm er sie bei Seite und zeigte ihr die fünfzehnhundert Francs.

„Was soll das?" sagte sie.

Es war zum ersten Male seit dem Beginn ihrer Ehe, daß sie es wagte, eine Handlung ihres Gebieters zu tadeln.

Der Schlag traf.

„Wirklich, Du hast Recht," sagte er; „ich bin ein Dummkopf gewesen. Gieb mir meinen Hut."

Er faltete die drei Bankbillets zusammen, steckte sie in die Tasche und verließ hastig das Haus; allein er schlug irrthümlich zunächst den Weg zur Rechten ein. Einige Nachbarn, bei denen er sich erkundigte, brachten ihn auf die

richtige Spur; die Lerche und der Mensch waren in der Richtung nach Livry gesehen worden. Er folgte dieser Andeutung, indem er mit großen Schritten vorwärts ging, und dabei mit sich selbst sprach.

„Dieser Mensch ist offenbar ein gelbgekleideter Millionair, und ich bin ein dummes Thier. Er hat zuerst zwanzig Sous gegeben, dann fünf Francs, dann fünfzig Francs, dann fünfhundert Francs, und Alles immer gleich leicht. Er hätte ebenso gut auch fünfzehntausend Francs gegeben, doch ich fange ihn schon noch."

„Und dann das schon im voraus hergerichtete Päckchen mit Kleidern für die Kleine; das Alles war höchst sonderbar. Darunter lag irgend ein Geheimniß. Man läßt Geheimnisse nicht so leicht fahren, wenn man sie einmal gefaßt hat. Die Geheimnisse der Reichen sind mit Gold gefüllte Schwämme, man muß sie nur zu drücken verstehen."

Alle diese Gedanken wirbelten ihm im Kopfe umher.

„Ich bin ein dummes Thier gewesen," wiederholte er nochmals.

Wenn man Montfermeil verlassen und die Biegung erreicht hat, welche die Straße macht, die nach Livry führt, sieht man sie in großer Ausdehnung gerade vor sich hin über die Ebene sich ziehen. Als Thénardier hierher gekommen war, berechnete er, daß er den Menschen und die Kleine müßte bemerken können. Er sah, so weit sein Auge reichte, und entdeckte nichts. Er erkundigte sich wieder. Darüber verlor er indeß Zeit.

Vorübergehende sagten ihm, daß der Mensch und das Kind, die er suchte, gegen den Wald nach der Richtung von Gagny gegangen wären. Er eilte in dieser Richtung vorwärts.

Sie hatten einen Vorsprung vor ihm, aber das Kind ging nur langsam und er schnell, und dann war ihm auch die Gegend genau bekannt.

Plötzlich blieb er stehen und schlug sich vor die Stirn, wie ein Mensch, der das Wesentlichste vergessen hat, und im Begriff steht, wieder umzukehren.

„Ich hätte mein Gewehr mitnehmen sollen!“ sagte er zu sich selbst.

Thénardier war eine jener Erscheinungen mit doppeltem Gesicht, die zuweilen, ohne daß wir es bemerken, unter uns gehen und verschwinden, ohne daß man sie erkannt hat, weil das Geschick uns nur eins ihrer Gesichter zeigte.

In einer ruhigen Lage besaß er Alles, was nöthig war, um das zu thun, was man nach Uebereinkommen einen rechtschaffenen Kaufmann, einen guten Bürger nennt; — dabei wollen wir keineswegs sagen, daß er das besaß, was nöthig ist, um es zu sein.

Zu gleicher Zeit aber besaß er auch, wenn gewisse Umstände eintraten und gewisse Erschütterungen seine andere Natur erscheinen ließen, Alles, um ein Ungeheuer zu sein. Er war ein Kneipenwirth, in dem ein Ungeheuer lag. Satan mußte sich zu Zeiten in irgend eine Ecke der Hütte kauern, in welcher Thénardier lebte, und von diesem entsetzlichen Meisterstücke träumen.

Nach augenblicklichem Zögern dachte er:

„Pah! Sie würden darüber Zeit gewinnen, mir zu entschlüpfen!“

Und er verfolgte seinen Weg, indem er rasch vorwärts schritt, und beinahe mit dem Ausdruck der Gewißheit und der Scharfsicht des Fuchses, der ein Volk Rebhühner wittert.

Als er die Teiche hinter sich hatte und schräg über die große Lichtung geschritten war, die rechts von der Straße nach Bellevue liegt und so zu dem Rasenwege gelangte, der beinahe den Hügel umzieht und das Gewölbe des ehemaligen Kanals der Gewässer der Abtei von Chelles bedeckt, gewahrte er über die Gebüsche hin, einen Hut, über welchen er schon viele Vermuthungen angestellt hatte. Es war der Hut des

bewußten Mannes. Das Gebüsch war niedrig. Thénardier erkannte, daß der Mensch und Cosette dort sitzen müßten; das Kind sah man wegen seiner Kleinheit nicht, aber man bemerkte den Kopf der Puppe.

Thénardier täuschte sich nicht. Der Mensch hatte sich dort niedergesetzt, um Cosette ein wenig ausruhen zu lassen. Der Schenkwirth bog um das Gebüsch herum und erschien plötzlich den Blicken derer, die er suchte.

„Verzeihung, Entschuldigung, mein Herr," sagte er ganz außer Athem, „aber hier sind Ihre fünfzehnhundert Francs."

Indem er so sprach, reichte er dem Fremden die drei Bankbillets hin.

Der Mann erhob die Augen und sagte:

„Was bedeutet das?"

Thénardier erwiderte ehrerbietig:

Mein Herr, das bedeutet, daß ich Cosette zurücknehme."

Cosette erbebte und preßte sich an den Mann an.

Dieser entgegnete, indem er Thénardier fest ansah und jede seiner Silben auseinanderdehnte:

„Sie neh — men Co — sette — zu — rück?"

„Ja, mein Herr, ich nehme sie wieder zurück. Ich muß Ihnen sagen, daß ich mir die Sache überlegt habe. Ich habe in der That nicht das Recht, sie Ihnen zu überlassen. Ich bin ein rechtschaffener Mensch, müssen Sie wissen. Diese Kleine gehört nicht mir an, sondern ihrer Mutter. Ihre Mutter hat sie mir anvertraut, und ich kann sie nur ihrer Mutter übergeben. Sie werden mir antworten: aber die Mutter ist todt. Gut, in diesem Falle kann ich das Kind nur einer Person übergeben, die mir eine Schrift bringt, die von der Mutter mit der Bemerkung unterzeichnet ist, daß ich das Kind dieser Person anvertrauen soll. — Das ist deutlich, denke ich."

Ohne zu antworten, griff der Mann in die Tasche

und Thénardier sah die Brieftasche, mit den Bankbillets wieder erscheinen.

Der Schenkwirth zitterte vor Vergnügen.

„Gut!“ dachte er. Nur festgehalten. Er wird mich bestechen wollen!“

Ehe der Reisende die Brieftasche öffnete, ließ er einen Blick umherschweifen. Der Ort war durchaus öde. Es gab keine Seele in dem Wald, noch in dem Thale. Der Mensch öffnete die Brieftasche und zog daraus nicht die Hand voll Banknoten hervor, die Thénardier erwartete, sondern ein einfaches kleines Papier, das er auseinander faltete und offen dem Gastwirth hinhielt, indem er sagte:

„Sie haben Recht. Lesen Sie.“

Thènardier nahm das Papier und las.

„M. am M. den 25. März 1823.

Herrn Thénardier.

Sie werden Cosette dem Vorzeiger übergeben. — Man wird Ihnen alle Ihre kleinen Auslagen bezahlen.

Ich habe die Ehre, Sie achtungsvoll zu grüßen

Fantine.“

„Sie kennen diese Unterschrift?“ sagte der Mann.

Es war wirklich die Unterschrift Fantinens. Thénardier erkannte sie.

Darauf ließ sich nichts erwidern. Er fühlte einen doppelten heftigen Unwillen, den, auf die gehoffte Bestechung verzichten zu müssen, und den, geschlagen zu sein.

Der Mann fügte hinzu:

„Sie können dies Papier zu Ihrer Rechtfertigung behalten.“

Thénardier zog sich in guter Ordnung zurück.

„Die Unterschrift ist recht gut nachgemacht,“ brummte er zwischen den Zähnen. Indessen es mag sein.“

Er wagte noch eine verzweifelte Anstrengung.

„Mein Herr,“ sagte er, „es ist gut. Sie sind die

Person. Allein Sie müssen mir alle die kleinen Auslagen bezahlen. — Man ist mir viel schuldig.“

Der Mann richtete sich empor und sagte, indem er von seinem fadenscheinigen Aermel mit den Fingerspitzen den Staub fortschnellte.

„Herr Thénardier, im Januar berechnete die Mutter, daß sie Ihnen hundertundzwanzig Francs schuldig sei. Sie schickten ihr im Februar eine Rechnung über fünfhundert Francs, Sie empfingen dreihundert Francs Ende Februar und dreihundert Francs Anfang März. Es sind seitdem neun Monate, der Monat zu fünfzehn Francs als den verabredeten Preis verflossen. Das macht also hundertund fünfunddreißig Francs. Sie haben hundert Francs zu viel bekommen; es bleiben also fünfunddreißig Francs, die man Ihnen schuldig ist, und ich habe Ihnen fünfzehnhundert gegeben.“

Der Thénardier hatte ein Gefühl wie der Wolf in dem Augenblicke, wo er sich in der Falle gefangen fühlt.

„Wer ist denn dieser Teufel von einem Menschen,“ dachte er.

Er that eben das, was der Wolf in solcher Lage zu thun pflegt: er vollzog einen gewaltigen Ruck. Die Verwegenheit war ihm schon einmal gelungen.

„Mein Herr, dessen Namen ich nicht weiß,“ sagte er entschlossen, indem er diesmal das achtungsvolle Benehmen bei Seite ließ, „ich nehme Cosette zurück, oder Sie zahlen mir tausend Thaler.“

Der Fremde sagte ruhig: „Cosette komm!“

Er nahm Cosette an die linke Hand und hob mit der Rechten seinen Stock vom Boden auf.

Thénardier bemerkte den gewaltigen Knüttel und die Einsamkeit des Orts.

Der Mann schritt mit dem Kinde in den Wald hinein

und ließ den Schankwirth regungslos und verdutzt hinter sich stehen.

Während sie sich entfernten, blickte Thénardier auf die breiten, etwas gebeugten Schultern und die großen, gewaltigen Fäuste des Fremden.

Dann fielen seine Augen auf seine abgemagerten Arme, auf seine schwächlichen Hände herab, und er dachte: „Ich muß wirklich gewaltig einfältig sein, daß ich mein Gewehr nicht mitgenommen habe, da ich doch auf die Jagd ging.“

Indeß ließ der Schankwirth seine Beute noch nicht fahren.

„Ich will doch wissen, wohin er geht,“ sagte er und folgte ihm in einiger Entfernung. Ihm blieben zwei Dinge: der Hohn: das mit dem Namen Fantine unterzeichnete Papier, und ein Trost: Die fünfzehnhundert Francs.

Der Mann ging mit Cosette in der Richtung auf Livry und Bondy. Er ging langsam weiter den Kopf gesenkt, in einer Hallung des Nachdenkens und der Trauer.

Der Winter hatte das Gehölz so durchsichtig gemacht, daß Thénardier sie nicht aus dem Auge verlor, obgleich er sich ziemlich fern hielt. Von Zeit zu Zeit wendete der Mensch sich um, um zu sehen, ob man ihm nicht folgte. Plötzlich bemerkte er Thénardier. Er trat rasch mit Cosette in ein dichtes Gebüsch, welches Beide verbarg.

„Der Teufel!“ sagte Thénardier.

Und er verdoppelte seine Schritte.

Die Dichtigkeit des Gebüsches hatte ihn gezwungen, sich den Beiden zu nähern. Als der Mann den dichtesten Punkt erreicht hatte, wendete er sich um. Thénardier versuchte sich hinter den dünnen Zweigen zu verstecken, allein er konnte sich dem Blicke des Fremden nicht entziehen. Dieser sah ihn unwillig und mit einiger Besorgniß an, warf dann den Kopf zurück und verfolgte seinen Weg. Der Wirth ging ihm wieder nach. So machten sie zwei- oder

dreihundert Schritt. Plötzlich wendete der Mensch sich abermals um. Er bemerkte dabei wieder den Gastwirth. Diesmal sah er denselben mit einem so finstern Ausdrucke an, daß Thénardier es für „unnöthig" hielt, weiter zu gehen. Er kehrte deshalb um.

XI.

Nummer 9430 erscheint wieder und Cosette gewinnt sie in der Lotterie.

Jean Valjean war nicht todt.

Indem er in das Meer fiel, oder vielmehr indem er sich hineinwarf, war er, wie man gesehen hat, ohne Kette. Er schwamm unter dem Wasser, bis er ein auf der Rhede liegendes Schiff erreichte, an welchem ein Boot hing. Er fand ein Mittel sich in diesem Boote bis zum Abend zu verbergen. Mit Anbruch der Nacht warf er sich wieder in das Meer und schwamm zur Küste bis in geringer Entfernung von dem Cap Brun. Da es ihm nicht an Geld fehlte, konnte er sich hier Kleider verschaffen. Eine Schenke in der Gegend von Balaguier war damals das Kleidermagazin der entsprungenen Galeerensträflinge, ein sehr einträgliches Geschäft. Gleich allen jenen traurigen Flüchtlingen, welche den Spähern des Gesetzes und des gesellschaftlichen Verhängnisses zu entrinnen streben, folgte Jean Valjean hierauf einem finstern gewundenen Weg. Ein erstes Asyl fand er in Pradeaux bei Beausset. Dann ging

er nach Granvillard bei Briancon in den obern Alpen. Eine ängstliche Flucht, der Weg eines Maulwurfs, dessen Windungen unbekannt sind. Später kann man eine Spur des Vorüberkommens in Ain auf dem Gebiete von Civrieux finden, sowie noch an verschiedenen andern Orten. Dann erreichte er Paris. Wir haben ihn darauf in Montfermeil gesehen.

Seine erste Sorge, als er nach Paris kam, war: Trauerkleider für ein kleines Kind von sieben bis acht Jahren zu kaufen und dann sich eine Wohnung zu verschaffen. Als dies geschehen, begab er sich nach Montfermeil.

Man erinnert sich, daß er schon bei seiner ersten Entweichung dahin oder in dessen Nähe eine geheimnißvolle Reise gemacht hatte, von der die Justiz einigen Wind bekam.

Uebrigens hielt man ihn für todt, und das vermehrte die Dunkelheit, die über ihm schwebte. In Paris fiel ihm eine jener Zeitungen, welche die Thatsache erwähnte, in die Hände. Er fühlte sich dadurch beruhigt, und beinahe so gesichert, als ob er wirklich todt gewesen wäre. An dem Abend eben des Tages, an welchem Jean Valjean Cosette aus den Klauen der Thénardiers befreite, kehrte er nach Paris zurück. Er erreichte es beim Anbruch der Nacht mit dem Kinde durch die Barrière von Monceaux. Hier nahm er ein Cabriolet, welches ihn nach der Esplenade des Observatoriums brachte. Hier stieg er aus, bezahlte den Kutscher, nahm Cosette an die Hand, und beide schritten durch die schwarze Nacht und die öden Straßen nach dem Boulevard de l'Hopitol

Der ganze Tag war von gewaltiger Aufregung für Cosette erfüllt gewesen; hinter den Hecken hatten Beide Brod uud Käse gegessen, das sie in einsam liegenden Kneipen kauften; oft hatte man die Wagen gewechselt und

dann den Weg stellenweis zu Fuß zurückgelegt, doch Cosette beklagte sich nicht; aber sie war ermüdet und Jean Valjean bemerkte dies daran, daß sie sich mehr und mehr ziehen ließ, je weiter sie ging. Er nahm sie auf den Rücken. Ohne Catharinen loszulassen, legte sie ihren Kopf auf die Schulter Valjean's und schlief ein.

Cosette.

Viertes Buch.

Die Baracke Gorbeau.

I.

Meister Gorbeau.

Vor vierzig Jahren gelangte der einsame Wanderer der sich in das verlorene Gebiet der Salpetrière verirrte und über den Boulevard bis zu der Barrière d'Italie hinauf ging, zu Orten, von denen man hätte sagen können, daß Paris verschwinde. Es war nicht die Einsamkeit, denn man sah Vorübergehende; es war nicht das Feld, denn es gab hier Häuser und Straßen; es war nicht eine Stadt, denn in den Straßen gab es Löcher wie auf den großen Landstraßen und daneben wuchs das Gras; es war kein Dorf, denn die Häuser waren dazu zu hoch. Was war es denn? Ein bewohnter Ort, an dem Niemand lebte, ein öder Ort, an dem es Menschen gab; es war ein Boulevard der großen Stadt, eine Straße von Paris, während der Nacht unheimlicher wie ein Wald, am Tage stiller wie ein Kirchhof.

Es war das alte Stadtviertel des Pferdemarktes.

Wenn dieser Wanderer sich über die vier verfallenen Mauern des Pferdemarktes hinaus beugte, wenn er selbst einwilligte, sich rechts zwischen hohen Mauern hindurchzuwinden, so erreichte er, nachdem er ein großes halbverfallenes

Gebäude hinter sich gelassen hatte, die Ecke der Rue des Vignes St. Maviel ganz unbekannte Gegenden. Hier sah man um jene Zeit eine Fabrik und zwischen zwei Gartenmauern ein Gebäude, das auf den ersten Blick klein zu sein schien wie eine Hütte, in Wirklichkeit aber groß war wie eine Kathedrale. Es lag nur mit der Seitenfront, mit dem Giebel, an der Straße; daher die scheinbare Geringfügigkeit, denn beinahe das ganze Haus war versteckt. Man sah von demselben nichts als die Thür und ein Fenster.

Dieses Gebäude hatte nur ein Stockwerk.

Auf den ersten Blick hatte das Haus etwas Auffallendes, denn die Thür konnte nie zu etwas Anderem gehört haben, als zu einer Baracke, das Fenster aber konnte seiner Größe und Breite wegen das Fenster eines Schlosses gewesen sein.

Die Thür bestand aus wurmstichigen, groben durch Querbalken zusammengenagelten Brettern. Sie führte unmittelbar auf eine steile Treppe von gleicher Breite, die man von der Straße aus gerade wie eine Leiter aufsteigen sah, und die zwischen zwei dunklen Mauern verschwand. In das Brett über dieser Thür war ein dreieckiges Loch geschnitten worden, zugleich Luft- und Lichtloch, wenn die Thür geschlossen war. Auf der innern Seite der Thür hatte ein in Dinte getauchter Pinsel mit zwei gewaltigen Zügen die Zahl 52 geschrieben und über das Luftloch die Nummer 50, so daß man zögernd stehen blieb. Wo war man denn? Der obere Theil der Thür sagte: Nr. 50, und der innere antwortete: Nein Nr. 52.

Das Fenster war breit, ziemlich hoch und hatte große Scheiben; nur waren diese Scheiben zum Theil durch verschiedenartige Wunden verletzt, verborgen oder verrathen durch sinnreiche Verbände von Papier, und die davor angebrachten Laden hingen nur noch in den Angeln, so daß sie

mehr die Vorübergehenden bedrohten, als die Einwohner schützten.

Die Thür, welche ein schmutziges, und das Fenster, welches ein vornehmes Aussehen hatte, wenn auch etwas verfallen, so an einem und demselben Hause vereinigt, machten die Wirkung von zwei ungleichen Bettlern, von denen der eine stets ein Lump, der andere aber früher ein anständiger Mensch gewesen zu sein schien.

Die Treppe führte zu einem umfangreichen Gebäude, das einem Schuppen glich, welchen man in ein Haus verwandelt hatte. Durch dieses Gebäude führte ein langer Gang, auf dem sich rechts und links die Thüren verschiedener Gemächer von ungleichem Umfang öffneten, die, wenn man es streng nahm, bewohnbar waren. Diese Zimmer bekamen ihr Licht von den anstoßenden Besitzungen. Das Ganze war finster, traurig, erbärmlich, trübe, grabesähnlich; je nachdem die Risse sich in dem Dache oder in der Thür befanden, wurde es von kalten Sonnenstrahlen oder von eiskaltem Winde durchdrungen. Eine interessante und malerische Eigenthümlichkeit dieser Art von Wohnungen ist die ungeheure Menge der darin lebenden Spinnen.

Ein Theil dieses Gebäudes ist unlängst niedergerissen worden. Was davon noch steht, läßt auf das schließen, was es früher war. Das Ganze ist nicht über hundert Jahre alt. Hundert Jahre sind die Jugend einer Kirche und das Alter eines Hauses. Es scheint als ob die Wohnung des Menschen Schuld hätte an der Kürze seines Lebens und die Wohnung Gottes an dessen Unvergänglichkeit.

Die Postboten nannten dieses Haus Nr. 50—52. In dem Stadtviertel aber war es unter den Namen Haus Gorbeau bekannt.

Wir wollen erwähnen, woher es diesen Namen hatte.

Alterthumskrämer wissen, daß es in Paris im vergangenen Jahrhundert gegen 1770 am Châtelet zwei Procu-

ratoren gab, von denen der eine Corbeau, der andere Renard hieß; zwei Namen, welche Lafontaine voraussah. Die Gelegenheit war zu schön, als daß nicht Lästerzungen sie hätten benutzen sollen, und bald waren die beiden Rechtsgelehrten Gegenstand allgemeiner Spöttereien.

Die beiden rechtschaffenen Männer fühlten sich durch die Spöttereien und die Witzeleien über ihre Namen verletzt und beschlossen, sich derselben zu entledigen, indem sie sich bittend an den König wendeten. Die Bittschrift wurde Ludwig XV. an dem Tage überreicht, an welchem der päpstliche Nuntius auf der einen Seite und der Cardinal La Roche-Aymon auf der andern ehrerbietigst in Gegenwart des Königs zu Füßen der Madame Dubarry knieten, indem jeder derselben einen der beiden nackten Füße, welche sie aus dem Bette streckte, mit einem Pantoffel bekleidete. Der König, der darüber laut lachte, fuhr zu lachen fort, als er die Bittschriften der beiden Procuratoren las, und bewilligte gnädig die Veränderung der beiden Namen. Meister Corbeau wurde es gestattet, seinen Anfangsbuchstaben einen Schnörkel hinzuzufügen und sich künftig Gorbeau zu nennen. Meister Renard war minder glücklich; er konnte nichts weiter erlangen, als die Erlaubniß, vor das R seines Namens ein P zu setzen und sich folglich künftig Prenard zu nennen. *)

Der localen Tradition zufolge war dieser Meister Prenard Besitzer des Hauses Nr. 50—52 auf dem Boulevard de l'Hopitol. Es sollte sogar von ihm das bemerkenswerthe Fenster herrühren.

Daher der Name Baracke Gorbeau.

Der Nummer 50—52 grade gegenüber stand auf

*) Unübersetzbares Wortspiel zwischen renard, Fuchs, und prenard, Nehmer. Der neue Name war daher kaum weniger bezeichnend, als der frühere.

dem Boulevard eine große drei Viertel abgestorbene Ulme, und daneben lag die Rue de la Barrière des Gobelins, damals ohne Häuser und ungepflastert, besetzt mit verkrüppelten Bäumen, grün oder staubig, je nach der Jahreszeit. Ein Vitriolgeruch stieg in einzelnen Stößen aus einer benachbarten Fabrik auf.

Die Barrière lag ganz nahe. 1823 stand die Umfassungsmauer noch.

Die Barrière war ganz dazu geeignet, finstere Gedanken zu erwecken. Sie führte zu dem Wege nach Bicêtre. Auf diesem Wege kehrten unter dem Kaiserreich und der Restauration die zum Tode Verurtheilten am Tage ihrer Verurtheilung nach Paris zurück. Hier wurde 1829 jene geheimnißvolle Mordthat vollbracht, welche die von der „Barrière von Fontainebleau" genannt worden ist, deren Urheber die Gerechtigkeit nicht zu entdecken vermocht hat, ein finsteres Problem, das nicht erklärt, ein entsetzliches Räthsel, das nicht aufgelöst worden ist. Macht man einige Schritte weiter, so tritt man auf die verhängnißvolle Rue Covulebarbe wo Ulbach beim Rollen des Donners wie in einem Melodrama die Ziegenhirtin von Ivry erdolchte. Noch einige Schritte weiter, so gelangte man zu den entsetzlichen Ulmen der Barrière St. Jacques, jenem pilanthropischen Versteck des Schaffots, jenem kleinen und schmachvollen Grèveplatze, der vor der Todesstrafe zurückgewichen ist, indem er weder wagte, sie voll Größe abzuschaffen, noch sie voll Autorität beizubehalten.

Ließ man diesen Platz St. Jacques liegen, der gewissermaßen vom Verhängniß bezeichnet und stets entsetzlich war, so kam man vor siebenunddreißig Jahren zu dem finstersten Orte dieses traurigen Boulevards, der noch jetzt so wenig anziehend ist, nämlich zu der Barracke 50—52.

Wohnhäuser sind dort erst fünfundzwanzig Jahre später entstanden. Bei den trüben Gedanken, von denen man sich

hier ergriffen fühlte, empfand man, daß man zwischen der Salpetrière war, deren Kuppel man auf der einen Seite erblickte, und Bicêtre, dessen Barrière man auf der andern Seite berührte, das heißt, zwischen dem Wahnsinne des Weibes und dem Wahnsinne des Mannes. So weit das Auge reichte, bemerkte man nichts als Schlachthöfe, die Umhegungsmauer der Stadt und einige Fronten von Fabriken, die Kasernen oder Klöstern glichen. Ueberall Baracken, alte Mauern, schwarz wie Grabdecken, oder neue, weiß wie Leichentücher. Kein Wechsel des Terrains, keine freundliche Laune der Architectur, keine Falte in dem allen. Alles gerade nach der Schnur gezogen, kalt, regelmäßig, abschreckend. Nichts bedrückt so das Herz wie die Symetrie, denn diese ist die Langeweile, und die Langeweile ist die Grundlage der Trauer. Die Verzweiflung gähnt. Wenn man etwas Furchtbareres träumen kann, als eine Hölle, in der man leidet, so ist es eine Hölle, in der man sich langweilt. Wenn diese Hölle wirklich existirte, so müßte das beschriebene Stück des Boulevard de l'Hopital der Weg zu derselben sein.

Abends, bei Einbrechen der Nacht, wenn die Dunkelheit Alles einhüllte, mußten die schwarzen Linien in dem Vorübergehenden die Erinnerung an die zahllosen Traditionen des Ortes erwecken. Die Einsamkeit dieser Gegend, in welcher so viele Verbrechen begangen worden waren, hatte etwas Abschreckendes. Man glaubte in der Finsterniß irgend einen Hinterhalt zu ahnen. Am Tage war es häßlich, am Abend traurig, in der Nacht entsetzlich.

II.

Nest für Eule und Grasmücke.

Vor dieser Barrière Gorbeau blieb Jean Valjean stehen. Gleich den Nachtvögeln hatte er diesen Ort gewählt, um hier sein Nest zu bauen.

Er griff in seine Tasche, zog eine Art von Hausschlüssel hervor, öffnete die Thür, trat ein, schloß sie hinter sich sorgfältig wieder zu und stieg die Treppe hinauf, noch immer Cosette tragend.

Oben angelangt, zog er einen andern Schlüssel aus der Tasche und öffnete mit demselben eine andere Thür. Dies Gemach, in welches er eintrat, und hinter sich sogleich wieder verschloß, war eine Art von Dachkammer, ziemlich ärmlich möblirt, mit einer am Boden liegenden Matratze, einen Tisch und einigen Stühlen. Ein Ofen, in dem das Feuer brannte, stand in einer Ecke. Die Straßenlaternen des Boulevard beleuchteten spärlich das ärmliche Innere. Im Hintergrunde befand sich ein Verschlag mit einem Gurtenbett. Jean Valjean trug das Kind nach diesem Bette und legte es darauf nieder, ohne daß es erwachte.

Er schlug Feuer und zündete ein Licht an. Alles war dazu auf dem Tisch bereit gestellt, und wie er es am Abend zuvor gethan, so betrachtete er Cosetten jetzt mit einem Blick voll Theilnahme, in welchem sich Güte und Rührung zugleich aussprachen. Das kleine Mädchen mit dem ruhigen Vertrauen, welches nur der größten Kraft oder der äußersten Schwäche eigenthümlich ist, war eingeschlafen, ohne zu wissen, bei wem

es sich befand, und fuhr fort zu schlafen, ohne zu wissen, wo es war.

Jean Valjean bückte sich und küßte die Hand dieses Kindes.

Neun Monate zuvor küßte er die Hand der Mutter, welche auch entschlafen war.

Dasselbe schmerzhafte, religiöse, stechende Gefühl erfüllte sein Herz.

Er kniete nieder an dem Bette Cosettens.

Schon war es heller Tag und noch immer schlief das Kind. Ein matter Strahl der Decembersonne drang durch das Fenster der Kammer und zeichnete einen schmalen Lichtstreifen auf den Boden. Plötzlich rasselte ein schwer beladener Karren mit Steinen über das Pflaster des Boulevard, und erschütterte die Baracke wie das Rollen des Donners, so daß sie von oben bis unten erzitterte.

„Ja, Madame!" rief Cosette aus dem Schlafe aufgeschreckt. „Hier bin ich! hier bin ich."

Sie sprang aus dem Bette, die Augenlider noch halb geschlossen durch das Gewicht des Schlafes, und streckte die Arme gegen die Ecke der Mauer aus.

„Ach mein Gott! Mein Besen!" rief sie.

Sie öffnete jetzt die Augen vollends und erblickte das lächelnde Gesicht Jean Valjean's.

„Ach ja, es ist wahr!" sagte das Kind. „Guten Morgen, mein Herr!"

Die Kinder nehmen leicht und vertraut die Freude und das Glück an, da sie selbst von Natur eigentlich Freude und Glück sind.

Cosette erblickte am Fußende des Bettes Catharinen, bemächtigte sich derselben, und während sie mit der Puppe spielte, richtete sie hundert Fragen an Jean Valjean.

Wo sie wäre? Ob Paris groß sei? Ob Madame Thénardier weit entfernt wäre? Ob sie auch nie wieder-

kommen würde? u. s. w. u. s. w. Plötzlich rief sie aus: „Wie hübsch das hier ist!"

Es war ein abscheuliches Loch; aber sie fühlte sich frei.

„Soll ich kehren?" fragte sie endlich.

„Spiele," sagte Jean Valjean.

So verfloß der Tag. Cosette bemühte sich nicht, irgend etwas zu begreifen, und war unaussprechlich glücklich zwischen ihrer Puppe und dem guten Manne.

II.

Zweifaches Unglück macht Glück.

Am nächsten Morgen mit Tagesanbruch stand Jean Valjean wieder neben dem Bette Cosettens. Er wartete hier regungslos und sah sie erwachen.

Etwas Neues war in seine Seele eingedrungen.

Jean Valjean hatte nie irgend etwas geliebt. Seit fünfundzwanzig Jahren stand er allein in der Welt. Er war nie Vater, Verlobter, Gatte, Freund gewesen. Im Bagno war er schlecht, finster, keusch, unwissend und wild. Das Herz dieses alten Galeerensträflings war von Jungfräulichkeit erfüllt. Seine Schwester und die Kinder seiner Schwester hatten in ihm nur eine undeutliche Erinnerung zurückgelassen, die zuletzt beinahe ganz verschwunden war. Er hatte alles Mögliche gethan, um sie wieder aufzufinden, und da ihm dies nicht gelingen wollte, hatte er sie endlich vergessen. So ist die menschliche Natur beschaffen. Hatte

er außerdem noch zärtliche Erinnerungen der Jugend gehabt, so waren sie in einen Abgrund gesunken.

Als er Cosette sah, als er sie zu sich genommen, fortgetragen und befreit hatte, fühlte er sein ganzes Inneres sich verwandeln. Alles was er Leidenschaftliches und Herzliches in sich hatte, erwachte und strömte diesem Kinde entgegen. Er trat an das Bett, auf dem die Kleine schlief und zitterte vor Freude; er empfand Regungen wie eine Mutter und wußte nicht, was das war, denn es ist eine dunkle und herrliche Sache, diese große eigenthümliche Bewegung eines Herzens, das zu lieben beginnt. Das arme alte, ganz neue Herz!

Da er aber fünfundfünfzig Jahre alt war und Cosette acht Jahre, ergoß sich Alles, was er von Liebe in seinem Leben gefühlt haben konnte, in ein einziges unendliches Licht.

Es war die zweite weiße Erscheinung, die ihm entgegentrat. Der Bischof führte an seinem Horizonte die Morgenröthe der Tugend herauf; Cosette ließ an demselben die Morgenröthe der Liebe erscheinen.

Die ersten Tage verflossen in dieser Verblendung.

Cosette ihrerseits wurde ebenfalls, ohne es zu wissen, anders, das arme kleine Wesen! Sie war so klein, als ihre Mutter sie verließ, daß sie sich nicht mehr an dieselbe erinnerte. Gleich allen Kindern hatte sie, ähnlich der Weinreben, die sich an Alles, dem sie nahe kommen, anzuschließen trachten, zu lieben versucht. Es war ihr nicht gelungen. Alle hatten sie zurückgestoßen; die Thénardiers, deren Kinder, die andern Kinder. Sie hatte den Hund geliebt, doch dieser war todt. Dann hatte kein Wesen etwas von ihr wissen wollen, kein Mensch. Mit acht Jahren war schon ihr Herz erkaltet. Das durfte nicht als ihre Schuld betrachtet werden, denn es fehlte ihr nicht die Fähigkeit, zu lieben, sondern leider nur die Möglichkeit. Vom ersten Tage an wirkte daher auch Alles, was sie fühlte und dachte, dahin, diesen

guten Mann zu lieben. Sie empfand, was sie noch nie empfunden hatte, eine freudige Regung ihres Herzens.

Der gute Mann machte selbst auf sie nicht mehr den Eindruck, alt oder arm zu sein. Sie fand Jean Valjean schön, ebenso wie sie die Dachkammer hübsch gefunden hatte.

Das sind die Wirkungen der Morgenröthe der Kindheit, der Jugend, der Freude. Wir haben alle in unserer Vergangenheit dergleichen Lichtblicke.

Die Natur, ein Zwischenraum von fünfzig Jahren hatten eine weite Kluft zwischen Jean Valjean und Cosette gelegt; das Geschick füllte diese Kluft aus. Es vereinigte plötzlich mit unwiderstehlicher Macht diese beiden entwurzelten Existenzen, getrennt durch das Alter, einander nahe gebracht durch die Trauer. Die eine vervollständigte in der That die andere. Der Instinkt Cosettens suchte nach einem Vater, wie der Instinkt Jean Valjean's nach einem Kinde suchte. Sich begegnen hieß sich finden. In dem geheimnißvollen Augenblick, in welchem ihre beiden Hände sich berührten, vereinigten sie sich auch. Als diese beiden Seelen sich erblickten, erkannten sie sich gegenseitig als das Bedürfniß der einen und der andern und schlossen sich innig aneinander an.

Indem man die Worte in ihrem verständlichsten und unbedingtesten Sinne nimmt, könnte man sagen, daß getrennt von Allem durch die Wände eines Grabes Jean Valjean der Wittwer war und Cosette die Waise. Diese Lage machte, daß Jean Valjean auf himmlische Weise der Vater Cosettens wurde.

Und in Wahrheit, der geheimnißvolle Eindruck, der in dem Walde von Chelles die Hand Jean Valjean's, welche die ihrige in der Dunkelheit ergriff, auf Cosette machte, war keine Illusion, sondern eine Wirklichkeit. Der Eingriff dieses Menschen in das Geschick dieses Kindes war das Erscheinen Gottes.

Uebrigens hatte Jean Valjean sein Asyl gut gewählt.

Er befand sich hier in einer Sicherheit, welche vollkommen zu sein schien.

Die Stube mit dem Kabinet, welche er mit Cosette bewohnte, war jenes, dessen Fenster auf den Boulevard hinausging. Da dieses Fenster das einzige des Hauses war, hatte man keinen Blick eines Nachbars zu fürchten, und ebenso wenig vom Gegenüber der Straße.

Das Erdgeschoß von Nr. 50—52 diente als Remise für Gemüsegärtner und stand in keiner Verbindung mit dem ersten Stockwerke. Es wurde von demselben durch den Fußboden getrennt, der weder Oeffnungen noch Treppe hatte. Das erste Stockwerk enthielt, wie wir erwähnten, mehrere Zimmer und einige Bodenkammern, von denen nur eine durch eine alte Frau bewohnt wurde, welche die Wirthschaft Jean Valjean's besorgte. Alle übrigen Räume waren unbewohnt.

Diese alte Frau, welche den Namen der Hauptmietherin führte, in der That aber mit den Functionen der Thürhüterin beauftragt war, hatte ihm diese Wohnung am Weihnachtstage vermiethet. Er hatte sich gegen sie für einen Rentier ausgegeben, der durch die spanischen Bons zu Grunde gerichtet war und hier mit seiner Enkelin wohnen wollte. Er hatte sechs Monate vorausbezahlt und die Alte beauftragt, das Zimmer und das Kabinet so zu möbliren, wie man es gesehen hat. Diese Frau hatte am Abend seiner Rückkehr das Feuer angezündet und Alles zu seiner Ankunft vorbereitet.

Wochen vergingen; die beiden Wesen führten in dieser elenden Wohnung ein glückliches Leben.

Von der Morgenröthe an lachte, plauderte, sang Cosette. Die Kinder haben ebenso wie die Vögel ihren Morgengesang.

Zuweilen ergriff Jean Valjean ihre kleine rothe, vom Frost aufgesprungene Hand und küßte sie. Das arme Kind

das nur daran gewöhnt war, geschlagen zu werden, wußte nicht, was das bedeuten sollte, und war darüber ganz beschämt.

Zuweilen wurde Cosette ernst und betrachtete ihr schwarzes Kleid. Sie war nicht mehr in Lumpen gekleidet, sondern in Trauer. Sie trat aus dem Elend aus und in das Leben ein.

Jean Valjean hatte angefangen sie lesen zu lehren. Zuweilen, wenn er das Kind buchstabiren ließ, dachte er daran, daß er in dem Bagno in der Absicht lesen gelernt hatte, Böses zu thun. Dieser Gedanke führte ihn dahin, ein Kind im Lesen zu unterrichten. Da lächelte der alte Galeerensträfling mit dem gedankenvollen Lächeln der Engel.

Er erkannte darin eine Vorausbestimmung von oben, den Willen eines Wesens, das nicht der Mensch ist, und verlor sich in Träumereien. Die guten Gedanken haben ihre Abgründe, wie die schlechten.

Cosette lesen zu lehren und sie spielen zu lassen, darin bestand beinahe das ganze Leben Jean Valjean's. Dann sprach er mit ihr von ihrer Mutter und ließ sie beten.

Sie nannte ihn Vater und wußte keinen andern Namen für ihn.

Er brachte stundenlang damit zu, sie ihre Puppe an- und auskleiden zu sehen und sie schwatzen zu hören. Das Leben schien ihm jetzt voll Interesse zu sein. Die Menschen kamen ihm gut und gerecht vor, und er machte in seinen Gedanken Niemand mehr einen Vorwurf und sah durchaus keinen Grund, weshalb er nicht sehr alt werden sollte, jetzt, da das Kind ihn liebte. Er erblickte eine große Zukunft vor sich, beleuchtet durch Cosette wie durch ein himmlisches Licht. Die Besten sind nicht frei von egoistischen Gedanken. Zuweilen dachte er mit einer Art von Freude daran, daß sie häßlich werden würde.

Es ist nur eine persönliche Ansicht von uns, aber wir

müssen unsere Gedanken dahin aussprechen, daß bei dem Punkte, auf welchem Jean Valjean stand, als er Cosette zu lieben begann, er vielleicht dieser Auffrischung des Lebens bedurfte, um im Guten zu beharren. Er hatte aus neuen Gesichtspunkten die Bosheit der Menschen, das Elend der menschlichen Gesellschaft erblickt und unvollkommen nur eine verhängnißvolle Seite der Wahrheit gesehen: das Loos des Weibes, dargethan in Fantine, die öffentliche Autorität verkörpert in Javert; er war nach dem Bagno zurückgebracht worden, und diesmal, weil er Gutes gethan hatte. Neue Bitterkeit erfüllte ihn; Widerwille und Ueberdruß bemächtigten sich seiner; selbst die Erinnerung an den Bischof war der Verdunkelung nahe, vielleicht um später desto strahlender und triumphirender wieder zu erwachen; allein diese heilige Erinnerung wurde schwächer. Wer weiß, ob Jean Valjean nicht auf dem Punkte stand, entmuthigt zu werden und zurückzusinken? Er liebte und wurde wieder heftig geliebt. Ach, er war kaum weniger schwach gewesen, wie Cosette. Er beschützte sie und sie stärkte ihn. Dank ihm, konnte sie in das Leben eintreten; Dank ihr, konnte er in der Tugend beharren. Er wurde die Stütze dieses Kindes, und dieses Kind wurde sein Haltepunkt.

O, unergründliches und göttliches Mysterium des Gleichgewichts der Geschicke!

IV.

Die Bemerkungen der Hauptmietherin.

Jean Valjean besaß die Klugheit, am Tage nicht auszugehen. Jeden Abend machte er in der Dämmerung einen Spaziergang von ein oder zwei Stunden. Zuweilen allein, oft mit Cosette, indem er die einsamsten Nebenalleen der Boulevards aufsuchte und mit Anbruch der Nacht in die Kirchen trat. Gern ging er nach St. Medard, der nächsten Kirche. Wenn er Cosette nicht mitnahm, blieb sie bei der alten Frau, allein es war die Freude des Kindes, mit dem guten Manne auszugehen. Sie zog eine Stunde mit ihm den zärtlichsten tête-à-tête mit Catharine vor. Er hielt sie an der Hand, wenn er ging und sagte ihr die freundlichsten Dinge.

Es fand sich, daß Cosette sehr heiter war.

Die Alte besorgte die Wirthschaft, die Küche und die Einkäufe.

Sie lebten höchst einfach, hatten zwar immer etwas Feuer, aber nur wie Leute in sehr beschränkten Verhältnissen. Jean Valjean hatte nichts an dem Mobiliar des ersten Tages geändert, nur hatte er an die Stelle der Glasthür nach dem Cabinet Cosettens eine volle Thür machen lassen.

Er trug beständig seinen gelben Ueberrock, seine schwarzen Hosen und seinen alten Hut. Auf der Straße hielt man ihn für einen Armen. Zuweilen geschah es, daß mitleidige Frauen sich umwendeten und ihm einen Sou gaben. Jean Valjean empfing den Sou und grüßte ehrerbietig. Es ge-

schah auch zuweilen, daß er einen Armen begegnete, der ihn um ein Allmosen bat; dann blickte er sich um, ob auch Niemand ihn sehe, näherte sich vorsichtig dem Unglücklichen, drückte ihm ein Geldstück in die Hand, meistens ein Silberstück, und entfernte sich rasch. Das hatte seine Uebelstände. Man fing an, ihn in dem Stadtviertel unter den Namen der Bettler, welcher Almosen giebt, zu bezeichnen.

Die alte Hauptmietherin, ein altes, grämliches Weib, welches dem Nächsten gegenüber die Aufmerksamkeit der Neidischen besaß, beobachtete Jean Valjean sehr genau, ohne daß er es ahnte. Sie war ein wenig taub, was sie schwatzhaft machte. Es blieben ihr von ihrer Vergangenheit zwei Zähne, der eine oben, der andere unten, welche sie stets aufeinanderbiß. Sie hatte Fragen an Cosette gerichtet, die nichts wußte und deshalb auch nichts sagen konnte, ausgenommen, daß sie von Montfermeil kam. Eines Morgens bemerkte diese Spionin Jean Valjean, welcher mit einem Wesen, daß ihr besonders zu sein schien, in eines der unbewohnten Gemächer der Baracke trat. Sie folgte ihn mit Katzenschritten und konnte, ohne selbst gesehen zu werden, durch eine Spalt der Thür sehen. Jean Valjean hatte sich ohne Zweifel zu größerer Sicherheit mit dem Rücken gegen die Thür gestellt. Die Alte sah, daß er in die Tasche griff, daraus ein Besteck zog, Scheere und Zwirn, das Futter seines einen Rockflügels auftrennte und daraus ein Stück gelbliches Papier zog, das er entfaltete. Die Alte erkannte voll Schrecken, daß es eine Tausendfranksnote war, die zweite oder dritte, die sie erblickte, seitdem sie auf der Welt war. Ganz erschrocken entfloh sie.

Einen Augenblick darauf kam Jean Valjean zu ihr und bat sie, ihn das Tausendfrancsbillet zu wechseln, indem er hinzufügte, es sei die halbjährige Rente, die er den Tag zuvor empfangen hätte.

„Wo?" dachte die Alte. „Er ist erst um sechs Uhr

Abends ausgegangen und die Regierungskasse ist ganz gewiß um diese Stunde nicht geöffnet."

Die Alte wechselte die Banknote und stellte dabei ihre Vermuthungen an. Dieses Bankbillet von tausend Francs, welches commentirt und vervielfältigt wurde, brachte unter den Klatschgevatterinnen der Rue des Vignes St. Marcel eine Menge Geschichten hervor.

Während der nächsten Tage geschah es, daß Jean Valjean in Hemdsärmeln auf dem Gange Holz sägte. Die Alte war in dem Zimmer und besorgte die Wirthschaft. Sie war allein, Cosette beschäftigte sich damit, das Holz zu bewundern, welches gesägt wurde. Die Alte sah den gelben Rock an einem Nagel hängen und untersuchte ihn. Das Unterfutter war wieder zugenäht worden. Die gute Frau betastete ihn aufmerksam und glaubte in den Schößen und in den Aermelausschnitten ziemlich viel Papier zu fühlen. Ohne Zweifel andere Tausendfrancsbillets!

Außerdem bemerkte sie, daß in den Taschen allerhand Dinge steckten. Nicht nur Nadel und Scheere, die sie gegesehen hatte, sondern auch eine dicke Brieftasche, ein großes Messer und ganz besonders verdächtig waren mehrere Perrücken von verschiedener Farbe. Jede Tasche dieses Ueberrockes schien eine Vorsichtsmaßregel für gewisse unerwartete Ereignisse zu sein.

So erreichten die Bewohner der Baracke die letzten Tage des Winters.

V.

Ein Fünffrancsstück.

In der Nähe der Kirche von Saint Medard pflegte auf dem Rande eines eingegangenen Brunnens ein Armer zu kauern, den Jean Valjean gern ein Almosen gab. Er ging selten an ihm vorüber, ohne ihm einen Sou zu geben. Zuweilen sprach er mit ihm. Die, welche auf diesen Bettler neidisch waren, dachten, er gehörte zu der Polizei. Es war ein alter fünfundsiebenzigjähriger Küstergehülfe, der beständig seine Gebete murmelte.

Eines Abends, als Jean Valjean hier vorüber kam, ohne Cosette bei sich zu haben, bemerkte er den Bettler an seiner gewöhnlichen Stelle unter der eben angezündeten Laterne. Dieser Mensch schien seiner Gewohnheit nach zu beten, und war ganz zusammengebückt. Jean Valjean trat zu ihm und legte ihm sein gewöhnliches Almosen in die Hände. Der Bettler erhob plötzlich die Augen, sah Jean Valjean scharf an und senkte dann rasch wieder den Kopf. Diese Bewegung war wie ein Blitz, aber Valjean erbebte darüber. Es schien, als hätte er bei dem Scheine der Laterne nicht das fromme Gesicht des alten Küsters gesehen, sondern ein entsetzliches ihm wohlbekanntes Gesicht. Er empfand ein Gefühl, als hätte er plötzlich im Dunkeln einen Tiger gegenüber gestanden. Er wich erschrocken und erstarrt zurück, wagte aber weder zu athmen noch zu sprechen, weder zu bleiben noch zu fliehen, und betrachtete den Bettler, der den mit einem Lumpen bedeckten Kopf wieder

gesenkt hatte und nicht mehr zu wissen schien, daß Jean Valjean zugegen sei. In diesem Augenblick machte ein Instinct, vielleicht der geheimnißvolle Instinct der Selbsterhaltung, daß Jean Valjean kein Wort sprach. Der Bettler hatte denselben Wuchs, dieselben Lumpen, dasselbe Aussehen wie alle Tage. — „Bah!" dachte Jean Valjean, „ich bin verrückt! ich träume! unmöglich!"

Und dennoch kehrte er sehr unruhig nach seiner Wohnung zurück.

Kaum wagte er sich selbst zu gestehen, daß das Gesicht, welches er zu sehen geglaubt hatte, das Gesicht Javerts war.

Während der Nacht, indem er darüber nachdachte, bereute er es, den Menschen nicht befragt zu haben, um ihn zu zwingen, zum zweiten Male den Kopf zu erheben.

Am nächsten Tage kehrte er mit Anbruch der Nacht zu dem Bettler zurück. Er saß an seinen gewöhnlichen Platz.

„Guten Abend, Alter," sagte Jean Valjean entschlossen, indem er ihm einen Sou gab.

Der Bettler erhob den Kopf und antwortete mit kläglicher Stimme:

„Ich danke, mein guter Herr."

Es war ganz gewiß der alte Küster.

Jean Valjean fühlte sich vollkommen beruhigt. Er lachte. „Wie Teufel habe ich denn nur Javert gesehen?" dachte er. „Sollte ich denn jetzt blind sein?"

Er dachte nicht weiter daran.

Einige Tage darauf, es mochte acht Uhr Abends sein, war er in seinem Stübchen und ließ Cosette laut buchstabiren. Da hörte er die Thür der Baracke öffnen und wieder schließen. Das kam ihm befremdend vor. Die Alte, welche allein mit ihm in dem Hause wohnte, ging stets mit Anbruch der Nacht zu Bett, um kein Licht brennen zu

müssen. Jean Valjean gab Cosette ein Zeichen, zu schweigen. Er hörte, daß man die Treppe herauf kam. Es konnte doch die Alte sein, die vielleicht unwohl geworden und zum Apotheker gegangen war. Jean Valjean lauschte. Der Tritt war schwerfällig und klang wie der Tritt eines Mannes; aber die Alte trug schwere Schuhe, und nichts gleicht so sehr dem Tritt eines Mannes wie der Tritt eines alten Weibes. Indeß blies Jean Valjean sein Licht aus.

Er schickte Cosette zu Bett, indem er ihr zuflüsterte: „Leg Dich recht leise zu Bett.“ Während er sie dann auf die Stirn küßte, hatten die Schritte angehalten. Jean Valjean blieb schweigend, regungslos, den Rücken der Thüre zugewendet auf dem Stuhle sitzen, von dem er sich nicht gerührt hatte, und hielt den Athem an. Nach einer ziemlich langen Zeit hörte er nichts mehr, wendete sich geräuschlos um und als er die Augen auf die Thür seines Gemaches richtete, sah er einen Lichtstrahl durch das Schlüsselloch fallen. Dieses Licht bildete eine Art finstern Stromes in der Schwärze der Thür und Mauer. Offenbar stand dort Jemand, der ein Licht in der Hand hielt und horchte.

Einige Minuten verflossen und das Licht entfernte sich. Nur hörte er kein Geräusch von Schritten, was anzudeuten schien, daß der, welcher an der Thür horchte, seine Schuhe ausgezogen hatte.

Jean Valjean warf sich ganz angekleidet auf sein Bett und konnte während der Nacht kein Auge schließen. Mit Tagesanbruch, als er vor Erschöpfung eingeschläfert war, wurde er geweckt durch das Knarren einer Thür, die sich aus irgend einer Dachkammer im Hintergrunde des Ganges öffnete; dann hörte er denselben Mannestritt, der den Abend zuvor die Treppe hinaufgekommen war.

Die Tritte näherten sich. Er sprang aus dem Bette und legte das Auge an das Schlüsselloch, welches ziemlich groß war; er hoffte im Vorübergehen den Menschen sehen

zu können, der während der Nacht in das Haus gekommen und an seiner Thür gehorcht hatte. Es war in der That ein Mann, welcher diesmal, ohne stehen zu bleiben, vor der Thür Valjean's vorüberging. Es war noch zu dunkel auf dem Gange, um sein Gesicht erkennen zu können. Als aber der Mensch zu der Treppe kam, hob ein Strahl von draußen seine Umrisse hervor und Jean Valjean sah deutlich seine Gestalt. Der Mensch war groß, mit einem langen Ueberrock bekleidet und trug einen großen Rock unter dem Arme. Es war die entsetzliche Gestalt Javerts!

Jean Valjean hätte es versuchen können, ihm durch sein Fenster nach dem Boulevard mit den Augen zu folgen, allein er hätte dazu dies Fenster öffnen müssen und das wagte er nicht.

Offenbar war dieser Mensch mit einem Schlüssel hereingekommen, als ob er hier zu Hause wäre. Wer hatte ihm diesen Schlüssel gegeben und was bedeutet das?

Um sieben Uhr Morgens, als die Alte kam, die Wirthschaft zu besorgen, richtete Jean Valjean einen durchdringenden Blick auf sie, aber er befragte sie nicht. Die gute Frau benahm sich wie gewöhnlich.

Während sie ausfegte, sagte sie:

„Der Herr hat vielleicht Jemand gehört, der die Nacht eingetreten ist?"

Zu dieser Zeit und auf diesem Boulevard war acht Uhr Abends die finsterste Nacht.

„Ja, das ist wahr," erwiderte er mit dem natürlichsten Tone. „Wer war es denn!

„Es war ein neuer Miether, der in dem Hause wohnt." sagte die Alte.

„Und wie heißt er?"

„Ich weiß es nicht recht. Dumont oder Daumont, so ein Name."

„Und was ist dieser Herr Dumont?"

Die Alte betrachtete ihn mit ihren kleinen Winkelaugen und antwortete:

„Ein Rentier, wie Sie.“

Sie hatte vielleicht eine besondere Absicht. Jean Valjean glaubte eine bei ihr zu entdecken.

Als die Alte fort war, machte er eine Rolle aus einigen hundert Francs, die er in einem Fache hatte, und steckte sie in die Tasche. Wie vorsichtig er sich dabei auch benahm, um das Geld nicht klingen zu hören, fiel ihm doch ein Hundertsousstück aus der Hand und rollte lärmend über den Fußboden.

Mit der Dämmerung ging er hinab und blickte vorsichtig nach allen Seiten auf dem Boulevard umher; er sah Niemand. Der Boulevard schien durchaus verödet zu sein. Freilich konnte man sich hinter den Bäumen verstecken.

Er ging wieder hinauf.

„Komm,“ sagte er zu Cosette.

Er nahm sie bei der Hand und Beide verließen das Haus.

Druck von R. Gensch in Berlin.

Hugo, Victor

Die Elenden Von Victor Hugo. Deutsch von L. von Alvensleben

Bd.: 3

Berlin 1863